er. 447 l Laukhard
(4,1
115

Briefe

[illegible]

[illegible]

Feldzug

des

Herzogs von Braunschweig

gegen die

Neufranken

im Jahre 1792. und 1793.

Viertes Heft.

Sero sapiunt Phryges.

<36618822510011

<36618822510011

Bayer. Staatsbibliothek

Eur. 447 l - 4,1

Hist. Europ.

Briefe.

~~Hist. Univ.~~
~~Hist. bell. 18.~~

Briefe
eines preußischen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunschweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792. und 1793.

Viertes Pack.

Sero sapiunt Phryges!

Upsala,
bey Gustav Erichson. 1795.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Briefe
über den
Feldzug des Herzogs v. Braunschweig.

Viertes Pack.

„Eine Staatsverfassung retten zu wollen, wo es keine Sicherheit mehr für das Eigenthum, die Ehre und die Freyheit des Staatsbürgers gab, — wo Millionen Menschen hungrig zu Bette gingen, auf Stroh schliefen, und sich in Lumpen kleiden mußten, um die Sinne entnervter Wollüstlinge zu kitzeln — wo für den königlichen Jagdhund besser gesorgt wurde, als für den Soldaten, der Blut und Leben fürs Vaterland wagt — wo man den Menschen das Brodt nahm, um es den Kaninchen vorzuwerfen — wo der Fleiß eines ganzen Jahres von tausend und mehr Familien oft auf einigen Karten stand — — eine solche Staatsverfassung retten zu wollen,

das kann wohl die gemeinschaftliche Sache orientalischer Despoten seyn, die ihre Unterthanen wie eine Heerde Vieh behandeln; aber nicht die Sache europäischer Könige, welche mit Friedrich dem Einzigen ihre Völker nicht um des Regenten, sondern den Regenten um des Volks willen geschaffen glauben, und sich's für eine Ehre halten, an der Spitze vernünftiger Menschen zu stehen."

Der Kreuzzug gegen die Franken, S. 12.

Fünf und zwanzigster Brief.

Wenn in diesem und den folgenden Briefen mehr Geschichte, als Räsonnement, Winke und Digressionen vorkommen: so erinnern Sie Sich, Freund, der Schrift unter dem Titel: Launen, Bemerkungen und Gespräche, -- deren ich auf der 181ten Seite des dritten Packs erwähnt habe. Hiedurch hoffe ich -- sagte ich in demselben Pack, S. 185, -- soll es mir gelingen, nicht nur Ihre Neugier schneller zu befriedigen, sondern auch dem Fortschritt unsers Feldzugs mit meinen Berichten so nahe als möglich zu rücken. Und so schreite ich ohne alle Umwege, die bey Einleitungen

gen oft unvermeidlich sind, jetzt gerade zur Fortsetzung.

Wie es, nach unserer Zurückkunft aus der Champagne, mit den Neugalliern und uns aussah, glaube ich, ist am Ende des dritten Packs zur Genüge beschrieben. Unsere Hauptsache war es jezt, die Folgen der Fehler wieder gut zu machen, die durch unser übereiltes und höchst unvorsichtiges Eindringen in Frankreich, ohne für unsere jedesmalige Subsistenz und für die Sicherheit unserer eignen Gränzen hinlänglich gesorgt zu haben, entstanden waren, ja, entstehen mußten. Der schlaue Feind benuzte, wie wir wissen, unsere Schwäche, nährte sich auf unsere Kosten in den Ländern der Verbündeten, und machte Miene, in den eroberten Gegenden sich entweder zu halten, oder weiter vorzudringen.

Um

Um also auf alle Fälle jedem feindlichen Versuch oder Angriff, aus dieser oder jener Rücksicht, militärisch begegnen zu können, erhielt unsre Armee frische Munition, welche auf der Festung, Ehrenbreitstein, zu Stande gebracht war. Die alten Patronen, wie schon erwähnt ist, waren theils verdorben, theils weggeschmissen: und eben darum hätten unsre meisten Soldaten, wenn die Noth es erfodert hätte, mit ihrem Feuerrohr wenig ausrichten können. Es ist aber kein traurigers Kämpfen, als wenn dem Soldaten die Mittel abgehen, sich gehörig zu vertheidigen. Dadurch verliert er den Muth und wird ein Opfer für die Uebermacht oder die Laune des Feindes, wofern ihm die Flucht schändlich oder unmöglich geworden ist.

Um dem Feinde uns schnell zu nähern, machten wir ziemlich starke Märsche bis vor

Hom-

Homburg. Da unsre Avantgarde, die bekanntlich der Fürst von Hohenlohe kommandirte, ihn bald bemerkte, mußten wir vor Homburg auf den Wiesen die Nacht unter freyem Himmel zubringen.

Dieses Campement war wegen der damaligen gelinden Witterung bey weitem nicht so hart, als die in Frankreich: große Feuer wurden indeß die Nacht über auch hier unterhalten, wozu man das Holz und was nur an hölzernem Geräthe da war, aus einem benachbarten französischen *) oder wälschen Dorfe herbeyschafte.

Wir hätten nicht nöthig gehabt, hier die Nacht über in Ordnung stehen zu bleiben:

*) Wo nämlich Nachkommen der ehemals ausgewanderten Franzosen wohnen, die zwar noch die National-Sprache sprechen; aber äußerst verdorben.

ben: denn als wir am folgenden Morgen gegen den Feind anrücken sollten, war dieser nicht mehr da, und hatte sich auf Frankfurt zurückgezogen. Wir bezogen also die Kantonnirungsquartiere.

Auch auf diesem Marsch war Bürger und Bauer den Neufranken gut: überall, wo ich nachforschte, hörte ich sie rühmen. Sie plündern nur die Gutsherren und reiche Pfaffen; von uns armen Unterthanen fodern sie nichts umsonst: sie bezahlen alles bar und haben viel Geld. — Das mußte ich immer hören. Selbst zu Homburg dachte alles gut französisch. Das Betragen der Neufranken gegen Bürger und Bauer hatte ihnen die Liebe des gemeinen Mannes zugezogen. Man tadle mir daher nichts an der Neufränkischen Disciplin!

Gene-

General Cüstine bewohnte, vor unserer Ankunft nach Homburg, dort einige Zimmer im fürstlichen Schloß; hat aber, wie ich gehört habe, niemals an der fürstlichen Tafel gespeiset. Als Anführer des Heeres eines nun freyen Volkes, konnte und wollte er sich nicht zu dem gewöhnlichen steifen Hof-Cerimoniel herablassen. Selbst die französische Sprache, die sonst so complimentenreich war, ist jezt in dieser Rücksicht merklich ärmer geworden. Votre Majestè, Votre Grandeur, Votre Excellence, Votre Alteſſe, Votre Eminence: je me prosterne à vos pieds, und andere Floskeln von dieser Art sind jezt in Frankreich für die französische Sprache, was cupirem, aquai, aulai, impetraſſero, itiner überall für die lateinische Sprache sind — außer Cours.

Cüstine sprach zwar auch deutsch; aber sein Deutsch war eben so stark, als

sein

sein Französisch: das bekennt Böhmer in einem seiner Blätter selbst. Wie sollte er daher mit deutschen Fürsten umgehen! Cüstine mochte obendrein auch fühlen, daß er nach den neuen Grundsätzen seiner Nation weit mehr war, als der Landgraf von Hessen-Homburg. Diese Behauptung wird denen nicht spanisch vorkommen, welche die republikanischen Grundsätze kennen. Hat nicht Cato einem Könige — dem Pharnaces von Pontus — seine Tochter versagt, blos, weil eine Römerin mehr wäre, als eine Königin? —

Als wir uns diesen Gegenden näherten, befand sich Cüstine in Mainz. Auch seine Leute verließen auf unsern Anzug Homburg, rissen und brannten die Brücke zu Bommes über die Nied ab, und bezogen die Dorfschaften um Frankfurt am Main.

Die

Die ganze Strecke von Mainz bis Vilbel war mit Franzosen besezt; aber die Besazungen waren schwach, wechselten immer ab, und waren nichts weniger willens, als den Anfall der Preußen abzuhalten. Sachkundige und glaubwürdige Männer haben dies oft aus den Aeußerungen der französischen Anführer vernommen; und gehört: daß Mainz ihr Vereinigungspunkt seyn würde, sobald die Preußen auf sie vordrängen. Dieß muß man bemerken, damit man das, was ich im folgenden Briefe erzählen werde, angemeßner verstehen, und das Verdienst der Hessen und Preußen um Frankfurt am Main, wie den Hergang ihrer Thaten, gehörig wägen könne.

Ich werde zwar allen denen nicht gefallen, welche es rühmlicher finden oder es so von Haus aus gewohnt sind, die Unternehmun-

mungen der Preußen durchs Vergrößerungsglas anzusehen; aber ich habe gute Augen, kenne weder Vergrößerungs- noch Verkleinerungsglas, und schreibe die Wahrheit, ohne nach Art der politischen Schrift-Visitatoren und der bestochnen oder knappgehaltnen Zeitungsschreiber mich sehr darum zu bekümmern, ob das, was ich beschreibe, eine große oder eine kleine Idee von unsern Thaten hervorbringe. Die Zeit sichtet am Ende Alles, und die Nachwelt läßt sich nicht bestechen.

Ehe ich unsere fernern Operationen vornehme, muß ich noch bemerken, daß die angeseßnen Leute in und um Homburg uns sehr ungern sahen, und daß die ganze Armee bey Bürger und Bauer schlechtes Quartier gefunden hat.

Um die Ursache von dieser Abneigung gegen uns und der Zuneigung gegen die Neufranken — welche leztere ich auch bey allen unpartheyischen Hohen und Niedrigen unter Hessen, Preußen und Oestreichern mehr als einmal unwidersprechlich bemerkt habe — außer den hier und da schon angegebnen, näher zu bestimmen, ist es nöthig, hier zwey Adressen der Neufränkischen Soldaten herzusetzen.

Die erste schlich nach der Kanonade *) in der Champagne heimlich bey uns herum, und war während des Waffenstillstandes, den beyde Armeen wegen der fatalen Witterung nach der Kanonade eingingen, von den französischen Soldaten unsern Vorposten mitgetheilt, nebst allerhand andern

*) Zweites Pack, S. 111.

dern Zetteln, deutsch und französisch, die Einige um so gerner weiter laufen ließen, da alle eine Art von Achtung und Vorliebe gegen die Franzosen empfanden, als man erfuhr, daß sie aus ihrem Hauptquartier gerade zu der Zeit, da der äußerste Mangel uns drückte, da nicht einmal Holz da war, um für die Suite des Königs einen Kaffee zu kochen, durch einen Trompeter allerhand Erfrischungen an Obst und andern Speisen für unsern König geschickt hatten. -- Der Inhalt einer dieser Zettel war folgender:

An die
Oestreichischen und Preußischen Soldaten.

Kameraden!

Eure Officiere hintergehen Euch immer, erzählen Euch nichts als Unwahrheiten von dem Kriege, welchen wir gegen den Kaiser

und den König von Preußen führen. Vernehmet also die wahre Ursache desselben!

Es sind jezt drey Jahre verflossen, seitdem die Franken, müde ihres Elends und der unaufhörlichen Drangsale, welche der Adel und die Hofschranzen sie fühlen ließen, und entschlossen, sich zu rächen, die Waffen ergriffen und feierlich erklärt haben, daß sie keinen Adelstand mehr dulden wollen, und daß sie, weil alle Menschen Brüder und Kinder der nämlichen Mutter sind, Alle gleich seyn und die Freyheit haben wollen, sich nach ihrem Gutdünken zu regieren. Sie haben ihre Regierungsverfassung verändert und ihrem König die Macht benommen, ihnen Böses zuzufügen. Zu gleicher Zeit hat man in allen Cantons des französischen Reichs Männer ernannt, deren Bestimmung ist, ihnen gute Gesetze zu geben. Diese

Bür-

Bürger haben sich versammelt und erklärt, daß die Franzosen frey sind, daß sie alle gleich sind, daß ein jeder nach seinem Verdienst und seinen Talenten zu allen Aemtern und Ehrenstellen sowohl in der Armee als in der Kirche und den Gerichtshöfen gelangen könne: sie haben die Felder von aller Knechtschaft freygesprochen, sie haben alle Auflagen, welche die Armuth drücken, aufgehoben; sie haben die Kriegszucht angenehm gemacht, den Sold der Soldaten erhöht und den Kriegsdienst mit Vergnügen und Ehre verbunden: sie haben, mit einem Worte, soviel Gutes gestiftet, als ihnen möglich war.

Alle Franzosen, nur die Edelleute ausgenommen, waren mit diesen Veränderungen zufrieden. Diese Edelleute sind aus dem Reiche gegangen und haben sich bisher

in den benachbarten Ländern aufgehalten: sie haben alles gethan, was sie konnten, um die ausländischen Fürsten zu Feinden der Franzosen und ihres Vaterlands zu machen. Der König von Frankreich, welcher den Adel liebt und unzufrieden ist, einen Theil seiner Macht verloren zu haben, keine Taxen mehr auflegen und die Soldaten nicht mehr schlagen lassen zu können, hat gleich alles Mögliche gethan, die übrigen Könige zu vermögen, uns den Krieg anzukündigen.

Der Kaiser und der König von Preußen haben die Waffen gegen uns ergriffen, und wollen uns schlagen, um den Adel wieder herzustellen und den König wieder in den Stand zu setzen, alles zu thun, was er will. Sie sind besorgt, daß ihre Völker es eben so, wie die Franzosen, machen und, gleich ihnen, Freyheit und Gleichheit verlan-

langen möchten. Sie sollen uns aber nicht hindern, andere Nationen an unserm Glück Theil nehmen zu lassen. Wir sind Niemanden feind.

Die Franzosen sind Brüder aller derer, welche frey seyn wollen, wie sie. Es hängt von Euch ab, uns nachzuahmen: und das ist es, wozu wir Euch einladen.

Unsere Nationalversammlung, die aus rechtschaffnen Männern besteht, welche wir ernannt haben, unsere Gesetze einzurichten, will, daß alle österreichische und preußische Soldaten, welche ihren Dienst verlassen und nach Frankreich kommen, so lange sie leben, einen Gehalt von 100 Livres genießen, welcher sich bis auf 500 Livres vermehren kann. So, wie einige derselben sterben, sollen die übrigen dabey gewinnen;

und im Fall einer verheurathet ist, soll die Wittwe nach seinem Tod den Gehalt fortbehalten.

Sehet, Kameraden, wie wir die Soldaten behandeln, welche zu uns kommen, um unsere Freyheit vertheidigen zu helfen und sich derselben mit uns zu erfreuen! Kommt also hin nach Frankreich, ins Land der Gleichheit und der Freude! Verlaßt die Edelleute und die Könige, für welche Ihr, wie eine Heerde Schaafe, zur Schlachtbank geht, und kommt zu uns, Euren Brüdern, ein Glück zu suchen, welches der Menschen würdig ist. Wir schwören es Euch, daß wir Euch hernach helfen wollen, Eure Weiber, Eure Kinder, Eure Brüder, Eure Schwestern aus der Sklaverey zu erretten, und Ihr sollt mit uns den Ruhm theilen,

allen Völkern von Europa die Freyheit zu schenken."

Die zweyte Adresse kursirte in der Rheingegend und dies vor unsrer Zurückkunft aus Frankreich. Ihr Inhalt war ausführlicher, gründlicher und lockender, als der der Vorhergehenden. Hier ist sie!

Adresse der französischen Soldaten an die deutschen Soldaten.

Tapfere Soldaten, Brüder und Kameraden! Ehe wir Krieg gegen einander führen, wollen wir doch zuerst sehen, warum wir einander bekriegen wollen, und was wir über einander zu klagen haben?

Wir

Wir Franzosen haben gar nichts über Euch oder die deutsche Nation zu klagen, und wir glauben, daß Ihr, deutsches Volk und deutsche Soldaten, auch nichts über uns zu klagen haben werdet.

Aber folgendes sind die Ursachen, warum man Krieg mit uns anfangen will: sehet einmal selbst, ob sie gerecht sind!

Vorzeiten waren alle unsere Officiere adelich: sie allein gelangten zu allen obern Stellen in der Armee, und gelangten schnell dazu, wenn sie gleich oft nicht geschickter waren, als wir. Und wenn ein Feldwebel etwan von ohngefähr Leutnant wurde, so sahen ihn die andern Officiere immer scheel an und nannten ihn nur verachtungsweise — Glücksofficier: gewöhnlich stieg er auch nicht höher. Damit er das St. Ludwigs-

kreuz

kreuz nicht bekommen möchte, rechnete man ihm zwey Jahre, die er als Soldat gedient hatte, nur für ein Jahr an, um ihm die Erreichung der Jahre zu erschweren, welche er als Officier gedient haben mußte, um Ludwigsritter zu werden. So mußte er oft über funfzig Jahre gedient haben, da von einem Obersten nur achtzehn Jahre erfodert wurden, der gemeiniglich obendrein nur vier Monate des Jahrs bey seinem Regiment zu seyn brauchte.

Jetzt aber nach unsrer neuen Landesverfassung oder Constitution, thut die adliche Geburt nichts mehr dazu: die guten Sitten, gute Dienste, Geschicklichkeit und eine gute Aufführung allein sind hinlänglich, um zu allen Officierstellen zu gelangen, und selbst um General zu werden.

Un-

Unsere sehr hochtrabende Officiere gaben uns Stockschläge und wir durften nichts dagegen einwenden. Für die kleinsten Fehler bekamen wir Prügel mit dem Degen: das alles hat nun aufgehört, und man behandelt uns als Menschen, und nicht mehr als Pferde.

Alle hohe, obrigkeitliche, geistliche und andere Aemter waren blos für den Adel. Unsere Verwandten waren also davon ausgeschlossen.

Während wir unter den Regimentern geplagt, geschlagen und verachtet wurden, mußten unsre Angehörigen auf dem Lande ihren adlichen Herrschaften allerley Abgaben bezahlen, die man Lehnsrechte nannte. Sie mußten ihren Herrschaften das Heu mähen, und sie zur Frohne hin und her fahren.

An einigen Orten mußte man sogar das Wasser in den Graben um ihre Schlösser herumschlagen, damit das Quacken der Frösche den Herrn Edelmann nicht am Schlafe hinderte, der oft nicht einmal lesen konnte, und zu nichts zu gebrauchen war. Man mußte leiden, daß die Tauben der Edelleute unsere Felder verwüsteten wie es ihnen beliebte; und diese Herren hatten allein das Recht, Tauben zu halten. Sie hatten allein das Recht, Wildpret zu jagen und zu essen; und wir mußtens leiden, daß dieses Wildpret unsre Felder, unsre Gärten um des Vergnügens der Adlichen willen abweidete. Tödtete ein Bauer ein Rebhühnchen oder Kaninchen, so schmiedete man ihn auf die Galeere. Man mußte sich alle Hausvisitationen und Plackereyen von den Tabaksgarden, Salzgarden, den Beamten, die man Keller-Ratzen nannte, und von

an-

andern solchen Leuten gefallen lassen. Einen Theil unserer Erndte mußten wir unsern Herrschaften und Priestern geben: wir mußten am Straßenbau arbeiten, Briefe tragen, Wagen und Pferde zur Frohne liefern, u. s. w. Und ohngeachtet die Adlichen so begünstigt, und Bürger und Bauer so gedrückt waren, so mußten die Bürger und Bauern doch allein die Auflagen bezahlen; und der Adel und die hohe Geistlichkeit war davon frey. Und Verachtung, Verschmähung waren noch obendrein die Belohnung, die wir von ihnen für alle diese Opfer erhielten.

Unsere neue Constitution hat diesem allem ein Ende gemacht: sie macht alle Menschen unter einander gleich: unsere ehemaligen Herzoge, Marquis u. s. w. dürfen keine Wappen mehr führen und andere Men-

schen,

schen, die alle ihres Gleichen sind, nicht mehr erniedrigen, indem sie dieselben ihre Livree tragen machen: sie allein sind nicht weiter zu Aemtern berechtiget, und müssen ihren Antheil an den Auflagen jezt mitbezahlen.

Das wollen sie nun nicht, und darum haben sie den Kaiser, Euern Oberherrn gebeten, ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen und sie wieder in ihre vorgeblichen Rechte einzusetzen. Aber, tapfere Deutsche, worin besteht die ganze Macht Eures Kaisers? In seinen Truppen. Und was sind diese Truppen? Es sind, wie wir, gute brave Bürger, welche sich der Unterstützung des öffentlichen Glücks gewidmet haben. Aber sie sind nicht dazu gemacht, daß sie Strapatzen ausstehen, ihr Blut vergießen, und daß ihre Verwandte, die auch

Bür-

Bürger sind, ihr Vermögen dazu hergeben, damit der Kaiser seinen Wunsch erfüllen und den Eigennutz der Adlichen, die Frankreich unterdrückt haben, unterstützen könne.

Diese Adlichen eignen sich allein das Verdienst bey den Siegen zu, die doch von den Soldaten erfochten werden: sie allein tragen dafür Ehre und Belohnung davon. So mögen sie denn auch allein für die Sache streiten, die ihnen so angelegen ist! Denn Ihr sehet, brave Soldaten, wenn Ihr für sie fechtet, so schadet Ihr Euch selbst und unterstützet das Lehnsrecht, welches auch Euren eignen Verwandten so nachtheilig ist, bey denen die Adlichen Eures Landes es auch ewig zu erhalten wünschen, indem sie die Verachtung, mit der sie Euch beehren, verewigen.

Also denn, brave deutsche Soldaten, ehe Ihr ins Feld zieht, so laßt es Euch doch sagen: warum man will, daß Ihr uns bekriegen sollt? Handelt nicht wie zum Würgen bestimmte Maschienen in den Händen der Despoten, sondern als Menschen, die Verstand haben, und einsehen, was billig ist!

Der Vorwand, den man gegen Frankreich gebraucht, ist die Klage, daß einige deutsche Fürsten elende Lehnsrechte im Elsaß und in Lotharingen verloren haben, welche aber die französische Nation zu bezahlen sich erbothen hat, weil sie nicht will, daß das Volk noch länger durch dergleichen Plackereyen geplagt werde; und da sie überall in ganz Frankreich abgeschafft sind, so sollen diese Provinzen nicht schlimmer daran seyn, als andere.

Dieß ist also bloß ein Vorwand, der wahrlich nicht werth ist, daß ein einziger Mann dafür sterbe, und an welchem der deutschen Nation und Armee gar nichts gelegen seyn kann. Aber die wahre Ursache des Kriegs ist der Wunsch, dem französischen Adel seine alten tyrannischen Rechte wieder zu verschaffen, damit der deutsche Adel die seinigen auch behalte.

Also, tapfere Deutsche, seht selbst mit den Augen der Vernunft zu: ob Ihr großmüthig Eure Ruhe, Eure Kräfte, Euer Blut dahin geben, und das Blut Eurer Brüder und Freunde, der Franzosen, die Bürger sind, wie Ihr, vergießen mögt für eine Sache, an der Euch gar nichts liegen, die Eure Nation nicht glücklich machen kann, und die selbst Eurem eignen Vortheile und dem Vortheile Eurer Verwandten zuwider

ist,

ist, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß, wenn Ihr die Waffen nicht gegen uns ergreift, unsere neue Verfassung auch in Eurem Lande Wurzel fassen wird.

Wisset auch, brave Deutsche, daß die französische Nation sich anheischig gemacht hat, keine Länder mehr zu erobern; daß sie also, wenn Krieg geführt wird, und sie in Euer Land kommt, auch keinen Zollbreit davon nehmen wird: daß man alle Achtung für die Güter der Bürger haben wird, und daß sie so wenig Schaden als möglich verursachen will, weil bloß Eure Fürsten und der französische Adel sich als unsere Feinde erklären.

Behandelt also unsere Nation auf die nämliche Art, und unterstützet nicht das ungerechte Vorhaben, welches man haben könn-

könnte, eine unsrer Provinzen hinweg zu nehmen."

Daß die erste dieser Adressen ihren Hauptzweck nicht erreichte, indem wenig Desertionen in der Champagne vorfielen, davon habe ich die Ursache zum Theil angegeben, *) und werde sie in der Folge weiter angeben; daß aber die zweite Adresse weit mächtiger, als die erste, viele Soldaten — hohe und niedrige — und beynahe alle Bürger und Bauern an dem Schicksale der Neufranken warm theilnehmen und sich für sie interessiren machte, — hat uns der Erfolg beynahe überall gelehrt, wenn es uns der Inhalt derselben nicht schon, wie man sagt, a priori bewiese.

Wor-

*) Im dritten Pack, S. 280.

Worüber die Franzosen hier klagen, darüber klagt auch so mancher Andere sowohl im Militär- als im Civilstande, von Gegend zu Gegend: und wen kann es nun befremden, daß man den Neufranken meist durchgängig, ja, hier und da laut, die Vollendung ihrer Rettung wünscht, um endlich hiedurch selbst dereinst mitgerettet zu werden?

Die zweyte Adresse ist gleichsam eine biedere, vertrauenvolle Appellation der Neufranken an den gesunden Menschenverstand der Deutschen: und doch glauben eben diejenigen, über welche hier bitter geklagt wird, die Wirksamkeit dieser Appellation bey eben denen unwirksam machen zu können, welche meist gerade das fühlen, wovon der Franzose sich mit aller Kraft und Macht zu befreyen strebt!

Daß doch die Hofmenschen die Stadt- und Landmenschen so wenig kennen, um auf diese selbst wider diese soviel zu rechnen! — Daß sie, wie geblendet, glauben, durch ihre zulaut compromittirten und jezt allgemein gehässigen Kunstgriffe des Ansehens und der Macht die weit mächtigern Regungen der allgemeinen Menschen-Natur ersticken zu können. Ist es denn möglich, zu erwarten, daß Mitgefangene dem Bestreben anderer Gefangnen, ihre Bande zu zerreißen und dadurch endlich ihre Freyheit gemeinschaftlich zu erringen, selbst Hindernisse in den Weg legen, und nicht vielmehr allen Vorschub thun werden, soviel er sich in ihrer Lage nur immer thun läßt, um die Freyheit eben derer befördern zu helfen, von deren entfesselten Händen sie auch dereinst ihre eigne erwarten? — Wer hier mit Ja antwor-

worten kann, kennt die Menschen nicht — sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Aber was helfen psychologische Deductionen da, wo eine allgemeine Verwirrung das Schwerdt gezogen hält, und wahrscheinlich zum Wüten in die eignen Eingeweide derer, welche durchaus nicht eher hören zu wollen scheinen, bis es zu spät seyn wird, durchs Fühlen sich zu retten! Ueberall dringen die Neufranken über kurz oder lang durch; aber wird man gewitzigt? Sucht man nicht eben das hinter sich, was einem gerade vor den Füßen liegt?

Bald giebt man die selbst durch ihre Feinde concentrirte Einigkeit, die Uebermacht, oder die Wuth der Neufranken als die Ursache ihrer weit und breit erfochtenen Siege an: bald aber, und seit kurzem am häufig-

sten — Verrätherey: und doch ist man selbst noch immer zu uneinig, zu schwach, zu erschöpft und zu kurzsichtig, diese Ursachen zu entkräften, oder durch entgegen gesetzte überwiegende unwirksam zu machen! —

Was den Vorwand von Verrätherey betrifft, so soll dieser freilich das Verdienst der Tapferkeit an den Neufranken schmälern; aber leider beweißt er zugleich — gesezt, sie finde wirklich statt — wie sehr man überall der Sache der Neufranken anhänge, um ihnen jeden Vortheil über ihre Feinde in den Niederlanden, in Italien, Spanien und anderwärts in die Hände zu spielen; und — daß dieß dennoch ihre Gegner nicht endlich witzige, indem sie, wie blind, fortfahren, ein Spiel mitzuspielen, wobey ihnen die List Anderer entweder die Steine verrückt, oder meistentheils lauter Nieten

zu-

zuschiebt. Wer das begreifen kann, begreift weniger, als alle Cabinets-Räthe in Hannover, England, Spanien und anderwärts! — Genug, wir wissen jezt, warum man den Verbündeten fast nirgends recht geneigt ist, den Neufranken aber meist überall im vollsten Maaße.

Diesen Sprung, Freund, mußte ich thun, um einige meiner Behauptungen und Winke zu decken, und Ihnen zugleich ein für allemal einen Schlüssel an die Hand zu geben über so Manches, das Tausenden nicht zu Kopfe will, weil sie weit etwas anderes erwarteten, als die Geschichte des Tages sie lehrt. — Jezt zurückgesprungen, und dann das weitere im nächsten Briefe!

Sechs und zwanzigster Brief.

Die Völker des Landgrafen von Hessen-cassel waren in Frankreich nicht weiter vorgedrungen, als bis Verdün, hatten sich hernach nebst uns zurückgezogen und bey Homburg mit uns vereinigt.

Die Hessen sind zwar recht ansehnliche Soldaten; aber im Kriege scheinen sie nicht viel Glück zu haben. Im siebenjährigen Kriege haben sie sich tapfer gehalten; und sind doch derbe geklopft worden. In Nordamerika ging es ihnen nicht besser. Wer die Geschichte dieses Jahrhunderts nur blos in Rücksicht auf Wahrheit freymüthig schreiben darf, wird das alles ins Licht setzen.

Außer

Außer diesen Hessischen Truppen waren auch noch die Darmstädter Soldaten zu uns gerückt. Ich kann von diesen gar nichts sagen, da sie bisher noch nirgends gewesen sind, wo sie Proben ihrer Bravour hätten liefern können. Zudem ist die Anzahl der Darmstädter zu unbeträchtlich; sie haben keine Cavalerie und Artillerie, und kommen also nicht in Betrachtung. Daß sie Kanonen genug haben, weiß ich; aber zu einer Artillerie gehört mehr als Kanonen und Kugeln.

General Cüstine hatte bisher das Hessen-Darmstädtische Land sehr geschont. Als er daher hörte, daß der Landgraf nun auch seine Leute gegen ihn mitmarschiren ließe, soll er, nach einigen Bemerkungen über die Finesse kleiner winziger Herren, endlich lachend gesagt haben: Même le Prince de

Darmstadt s'est déclaré ennemi de la Republique: elle ne subsistera pas! Das Betragen des Landgrafen nützte uns freilich wenig, könnte aber seinem Ländchen dereinst desto mehr schaden. Die beleidigten Neufranken haben ein starkes Gedächtniß.

Unsern Truppen war der Weg über Bommes abgeschnitten, weil dort, wie gesagt ist, die Brücke über die Nied abgebrannt war. Sie waren daher gezwungen, ihren Weg über Vilbel zu nehmen, passirten hier das Wasser, und näherten sich der Stadt Frankfurt am Main.

Frankfurt ist keine Festung, hat aber Wall und Graben, und ist für den ersten Anlauf allemal befestigt genug. Die französische Besatzung, die bey unserer Ankunft darin lag, stand unter dem General

van

van Helden, und betrug nicht 12,000 Mann, wie einige Zeitungen fälschlich berichtet haben, sondern höchst 1800. Diese hatten Frankfurt seit dem 22ten October, 1792, inne.

Den 28ten November, gegen Mittag, nahmen die Vortruppen der einen Colonne unter den Befehlen unsers General-Leutnants, Grafen von Kalkreuth, Bergen in Besitz, und gleich darauf besetzten unsre Vorposten die Friedberger Warte. Die Ebenschen Husaren streiften schon des Nachmittags bis vor die Stadt. Gegen Abend um 4 Uhr schickte General Kalkreuth einen Staabsofficier mit einem Trompeter dahin, um die Besatzung aufzufodern.

General van Helden weigerte sich, diese Auffoderung anzunehmen, mit dem Bedeuten: daß er nichts thun und nichts unterlassen dürfe, was seiner erhaltenen Ordre zuwider wäre, oder seine Ehre im mindesten kompromittire.

Um Gefahr und Schrecken von der Stadt abzuwenden, ließ der Magistrat ihn dringend bitten, von einer gewaltsamen Vertheidigung abzustehen und nicht mehr darauf zu dringen, ihm das Zeughaus zu öffnen und ihr Pulver auszuliefern: ja, um sich noch mehr zu sichern, schickte der Magistrat noch des Nachts Abgeordnete an den General von Kalkreuth, welche in eben der Nacht zurückkehrten, und gleich darauf des Morgens um 2 Uhr dem General van Helden berichteten: „Daß der General, Graf von Kalkreuth, vor der Hand nichts

nichts gegen die französische Besatzung unternehmen, vielmehr derselben gern freyen Abzug mit ihrer gesammten Equipage zugestehen wolle, wenn der französische General mit seinen Truppen nur bis den folgenden Mittag die Stadt verließe, indem bis dahin der König mit dem Corps d'Armee in der Gegend eintreffen würde, und das weitere hernach nicht mehr von ihm, sondern lediglich von der Disposition des Königs abhinge. Indessen habe er, um den Abzug der französischen Garnison weniger zu geniren, bereits seine Vorposten eingezogen, und er könne es geschehen lassen, daß der General van Helden dieses erführe, damit er seine Maaßregeln danach nehmen könne."

Van Helden dankte für diese Nachricht, ohne irgend etwas von Geschütz, Pulver

der und Vertheidigung weiter zu äußern. Aber um 8 Uhr des andern Morgens ließ schon ein Detachement Linientruppen die Thüren des Zeughauses aufsprengen; zog aber unverrichteter Dinge wieder ab, da das Volk im Begriff war, Gewalt mit Gewalt abzuhalten.

Den nämlichen Nachmittag um 4 Uhr erschien Cüstine auf dem Audienzzimmer des Römers, und versicherte die Burgemeister: Frankfurt solle auf jeden Fall vor aller Gefahr gesichert bleiben, indem die Garnison, ohne den mindesten Schaden zu thun, abziehen würde. — Beym Abschiede dankte er für die getroffenen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe bey der Gährung am Zeughause. — Die Bürgemeister eilten, diese Cüstinische Versicherung der gesammten Bürgerschaft von Haus zu

Haus

Haus durch gedruckte Zettel mitzutheilen, sie gegen alle Besorgnisse zu beruhigen, und von neuem zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

Die französische Garnison machte auch seit der Zeit weiter keine Bewegung, als daß sie marschfertig hin und herzog, und die Wälle besezt hielt. Die Preußen und Hessen waren indessen in aller Stille näher vorgerückt, und den 2ten December trafen sie alle Anstalt, die Besatzung mit Gewalt aufzuheben. Sie griffen das Allerheiligen- und das Neue-Thor zugleich an, und ein Bataillon Hessen mit Husaren hielt die Sachsenhäuser Seite besezt, um der Garnison den Abzug abzuschneiden.

Um 9 Uhr des Morgens fing man von außen an, die Stadt mit Kanonen und aus

Mör-

Mörsern anzugreifen. Aengstlich eilte alles aus den Kirchen — es war den ersten Advents-Sonntag — zu Hause, und nur hier und da sah man einzelne Volkshaufen auf den Straßen. Es waren meistens Handwerksbursche in Truppen zu 70 bis 80. Diese waren kühn genug, den französischen Soldaten, am Allerheiligen- und Neuen-Thore, das Gewähr mit Gewalt zu entreissen und einige, die sich ihnen widersezten, zu mishandeln.

Als endlich van Helden die beyden Feldstücke, die vor seinem Quartiere standen, nach dem Neuen-Thore abschickte, führten die Handwerksbursche sie gewaltsam zurück, schnitten die Zugstränge ab und zerschlugen die Räder an den Lafetten. Van Helden kam bald selbst hinzu, kehrte aber in sein Hauptquartier zurück, um der Miß-

hand-

handlung der Handwerksbursche auszuweichen.

Hier drangen Bürger und Abgeordnete des Magistrats zu ihm, äußerten ihr Befremden über seine Verzögerung in sehr lebhaften Ausdrücken, und bathen ihn aufs dringendste, das Bombardement und die dadurch zunehmende Gefahr größerer Verheerungen von ihnen abzuwenden. Van Helden war dieß für sich schon willens und hatte eben darum seinen Trompeter schon abgeschickt, verlangte indeß noch einen, um ihn ans andere Thor abzuordnen. Man schaffte den Stadttrompeter herbey, und gleich fertigte der General ihn ab.

Der französische Trompeter war ans Neue-Thor abgeschickt, konnte aber wegen des heftigen und unaufhörlichen Kanonirens nicht

nicht hinauskommen: die Hessen waren auch schon zuviel vorgedrungen. Einige Waghälse von Handwerksburschen schlichen darauf durch das innere Thorgewölbe, machten sich troz dem heftigen Feuer, welches auf dieses Thor gerichtet war, an die Zugbrücke, ließen dieselbe nieder, und winkten den Hessen, hereinzukommen. Diese waren schon bis an die äußern Gattern vorgerückt, wo sie durch das Musketenfeuer der Franzosen von den Wällen gewaltig litten, und drangen nun mit stürmischer Gewalt in die Stadt.

Der Erfolg von der Absendung des Stadttrompeters war für van Helden nicht glücklicher. Selbst der wachthabende französische Officier am Allerheiligen-Thor hielt ihn zurück, weil der Trompeter keine Ordonanz bey sich hatte, und er zum Herauslassen des-

desselben nicht beordert war. Während des Streits hierüber drängten sich auch hier die Handwerksbursche hinzu, ergriffen den Officier, entwaffneten dessen Leute, schlugen den Eingang zum zweyten Thorgewölbe auf, warfen die Zugbrücke nieder: und so war der Aus- und Eingang auch an diesem Thore wieder geöffnet.

Die Hessen benuzten diese Vorarbeit der Handwerksbursche, drangen hinein, und das Feuern aus den Kanonen und Mörsern, das eine Stunde gedauert hatte, hörte zur Freude und Beruhigung aller Angesessnen auf. Jezt rückten auch die hessische Infanterie, und nach derselben die Husaren und leichte Kavalerie von beyden Seiten in die Stadt, und suchten die zurückgebliebenen Franzosen auf den Wällen, Straßen und in den Häusern aufzutreiben.

Es gereicht manchem Frankfurter Bürger und Hessischem Officier zur Ehre, daß sie alle Mittel aufbothen, den gemeinen Soldaten, die beym ersten Eindringen keinen Pardon ertheilten, Schonung und Menschlichkeit gegen die zurückgebliebnen Franzosen einzuflößen. Hiedurch wurden Viele derselben am Leben erhalten, die sonst als Opfer der ersten Hitze und Rache gefallen wären. Einige von ihnen wollten aber lieber sterben, als den angebothenen Pardon benutzen.

Die Zahl der gefangnen Franzosen wurde von Verschiednen verschieden angegeben; groß war sie gewiß nicht. Die Grenadiercompagnie vom 82ten Regiment und die leichte Reuterey war während dem Angriff der Deutschen ruhig abgezogen. Mehrere, an der Zahl über 200, ergriffen die Flucht

aus Sachsenhausen durch den Wald. Andere hatten sich aus dem Gallenthor gerettet. Die Zahl ihrer Verwundeten belief sich auf 154, und die der Todtgebliebenen auf 41.

Die Hessen hatten durch das Musketenfeuer der Franzosen 200 Mann eingebüßt. Sie standen während diesem Feuer unerschütterlich still an den Thoren, und wurden von dem Feinde, den die Brustwehre vor den Kugeln der Deutschen sicherte, erschossen. Unter den Gebliebenen war Major von Donop, Hauptmann von Wolf, Hauptmann Declair und Hauptmann von Münchhausen. Der Prinz von Hessen-Philippsthal erhielt hier eine schwere Wunde, an der er bald hernach starb.

Eine Viertelstunde nach dem Einzuge der Hessen folgten auch Preußen unter der Begleitung des Königs und des Herzogs von Braunschweig. Der König nahm sein Hauptquartier in dem rothen Hause auf der Zeil. Die eingerückten Fußvölker blieben eine Zeitlang auf dem Wall unter dem Gewehre.

Die geflüchteten, zurückgetriebenen und andere Neufranken hatten in den Dörfern Halt gemacht, ohne sie aber im Ernste behaupten zu wollen. Sie wichen überall, wo sie von uns angegriffen wurden. Ihre Mannschaft war zum Widerstehen allemal zu schwach; und wenn sie auch stärker gewesen wären, so hätten sie dennoch den größten Fehler begangen, wenn sie stehen geblieben wären: es fehlte ihnen an Geschütz.

Um ihren Zurückzug leicht und sicher zu machen, war Cüstine mit einem Corps von Höchst herauf bis an die Galgenwart und Bokkenheim vorgerückt. Von hier aus kam einer seiner Officiere in Begleitung eines Trompeters nach Frankfurt mit Depeschen an den König. Er ward vorgeführt, und kurz darauf ritt der König mit der Generalität zu der übrigen Armee, welche aus der Gegend von Bonames und Eschersheim dem General Cüstine entgegenrückte.

Bey Bokkenheim wurde dieser mit einigem Verlust zurückgedrängt. Bey Rödelheim erfuhr er das Nämliche. Endlich zog er sich zurück über das Wasser und faßte Fuß auf einer Anhöhe. Hier hinderten uns seine Kanonen und Jäger, weiter nachzusezen. Wir hätten dieß ohnehin aufgeben müs-

müssen, weil es uns an Cavalerie hier mangelte.

Unser König, welcher uns überall begleitete, und in dessen Nähe General von Eben verwundet wurde, sah dieß ein, und kehrte nach Frankfurt zurück, wo er des Abends um 5 Uhr eintraf. Hierauf wurden die Hessischen Garden und zwey von unsern Regimentern förmlich in Frankfurt einquartiert.

Hier, Freund, haben sie die Einnahme von Frankfurt, theils nach meiner eignen Erfahrung, theils nach der Erzählung eines Frankfurter Patriziers, und endlich nach einem öffentlichen Dokumente:*) eine

*) Es heißt: Authentische Nachricht vom Uebergang der Reichsstadt Frankfurt aus

eine Einnahme, welche in allen deutschen Zeitungen mit hohem Posaunenton herausgestrichen ist. Sie war eigentlich in drey Stunden vollbracht. Veni, vidi, vici schrieen daher die Frankfurter Witzlinge bey unserm Einzuge. Ich sah Sachkundige Generale über diese armselige Anspielung schmunzeln. Sie sollen sehen, Freund, warum!

Erstlich war es gar nicht in Cüstines Plan, Frankfurt zu behaupten. Man weiß, daß die Franzosen, wo sie fest stehen und sich und ihren Posten vertheidigen wollen, allemal große Schanzen aufwerfen und

sich

aus den französischen Händen an die deutsche vereinigte Königl. Preußische und Hochfürstl. Hessische Kriegsvölker, am 2ten December, 1792.

sich gleichsam eingraben. In diesem Falle verdrießt sie keine Mühe und Arbeit. Man betrachte nur die Schanzen, welche sie zu Kassel bey Mainz aufgeworfen, und wodurch sie diesen kleinen Ort fast unbezwinglich gemacht haben. Zu Frankfurt, wo sie recht gute Schanzen oder Batterieen hätten errichten können, ist alles das unterblieben.

Zweytens Cüstine's Hauptplan ging auf die Behauptung von Mainz. Wollte er diesen gehörig ausführen, so konnte er seine Truppen nicht schwächen, folglich Frankfurt nicht auch behaupten oder sich in ein entscheidendes Treffen mit den Hessen und Preußen einlassen: und doch läßt die vorhin erwähnte authentische Nachricht — den Cüstine dieß letztere gegen die Burgemeister zu Frankfurt äußern! — Tollkühn war Cüstine eben nicht; und

was

was er gethan haben könnte, wenn mehrere Truppen ihm zu Befehle gestanden wären, ist eine andere Frage.

Drittens haben die Preußen und Hessen Frankfurt eigentlich nicht erobert, sondern die wenigen darin stehenden Neufranken haben aus Furcht von der Rebellion der Bürger und wegen Mangel an Volk und Geschütz den Ort noch zu rechter Zeit verlassen. Van Helden würde vielleicht früher abgezogen seyn; wenn die Hessen ihn nicht wider seine Erwartung zu früh und in aller Stille beschlichen hätten. Alsdann hätte er Cüstine's und sein Wort erfüllt, Frankfurt keinem Bombardement auszusetzen. — Daß van Helden auf keine Unterstützung zur ernstlichen Behauptung Frankfurts oder zum Treffenliefern gewartet habe, nicht einmal nach der Lage der Dinge habe warten können, zeigt die vorhergehende Bemerkung.

Viertens, wenn schon das bloße Musketenfeuer der Neufranken den Hessen so sehr schadete, was würde geschehen seyn, wenn die beyden Feldstücke ungehindert hinzugekommen wären? Wer aber hinderte dieß? Wer öffnete die Thore? Was gab den Handwerksburschen den Muth dazu — wer den Plan? — So unschuldig die Frankfurter Bürgerschaft an alle dem seyn mag, ja, soviel Recht sie auch zu diesem Rettungsmittel haben mochte: so rufe ich doch Wehe über sie, troz aller Hessischen Soldaten und Bauern, bey einem neuen Bis-dahin-Dringen der Neufranken. — Genug, ohne die Beywirkung der Frankfurter Handwerksbursche, *) vorzüglich der

*) Was die Handwerksbursche heutzutage hier und da unternehmen, lehrt die Er-

der Fleischerknechte und Zimmerleute, hätten wir vielleicht von van Helden keinen Mann ertappt, und wären gewiß weit später und mit weit größerm Verlust zum Wiederbesitz dieser Stadt gelanget.

Nun,

Erfahrung weit mehr, als man für gut findet, es in den Zeitungen bekannt zu machen. Frankreichs Beyspiel wirkt freilich auf junge, elastische Gemüther sehr, vorzüglich auf unkultivirte; und so möchte ich fragen: ob die Aufklärung auch hier im Spiele sey? Vielleicht so, wie neuerlich bey den Bauern in Piemont, die sich auf gutmüthiges Anerbiethen der Regierung Waffen geben ließen, um die Neufranken damit abzuhalten, oder anzugreifen, hernach aber zu diesen übergingen und so die Regierung für ihre Nicht-Aufklärung derbe züchtigten. Da sieht man das bestätigt, was im dritten Pack dieser Briefe S. 83 gesagt ist. Aber — sero sapiunt Phryges! —

Nun, Freund, muß doch ein großer Theil von der großen Idee schwinden, welche die Zeitungen von der Eroberung — so undeutsch nannte man diese Besatznehmung — Frankfurts erregt haben. Diese Lüge hat aber nicht soviel geschadet, als die Lüge mancher Frankfurter Prahler und Mährchenträger. Da wollte oder sollte der eine diese, der andere jene Bravour an der Neufränkischen Besatzung verrichtet haben. Und gerade diese Lügen und Mährchen enthielten wohl den Hauptstoff zu der Frankfurter Adventsfeyer *) und zu Cüstine's

*) „Ein Gegenstück zur Bartholomäusnacht und zu den sicilianischen Vespern.“ Unter dieser Aufschrift hatte Hr. Stamm einen Aufsatz über Frankfurts Einnahme in das 187te Stück der Mainzer National-Zeitung 1792

ne's Bericht an den National-Convent zu Paris über das Benehmen der Frankfurter-Bürger gegen die Besatzung während der Attaque der Hessen.

Nach

1792 eingerückt. Der Inhalt und Ton war — a la Stamm. Am Ende hieß es: „Frankfurter! diesen Tag werdet ihr, troz euren feilen Zeitungen, nicht aus den Jahrbüchern eurer Geschichte auslöschen. — Der Franke ist verabscheuungswerth, der euch ansehen kann, ohne euch zu würgen. Euch und euren Namen zu vertilgen, sey der Schwur, den jeder freye Mann auf dem Vaterlandsaltare ablegen wird." — So menschenfreundlich schrieb Hr. Stamm! Indeß man lerne hieraus, was für Folgen Prahlen und Klatschen haben kann.

Nach diesem Bericht sollten beynahe 10,000 Menschen in Frankfurt mit Messern *) bewaffnet gewesen und zu Meuchelmördern an 300 seiner Waffenbrüder geworden seyn: man sollte 150 Zimmerleute aus Hanau berufen und ihnen aufgetragen haben, die Thore mit Gewalt aufzusprengen: General van Helden sollte sich Mangel an Treue und Wachsamkeit haben zu Schulden kommen lassen, u. s. w.

Frankfurt sah sich genöthigt, diesen gehässigen Beschuldigungen auf alle Art zu widersprechen. Für uns Deutsche war das nun wohl nicht sehr nöthig; und für die Neufranken möchte es schwerlich durch-

aus

*) Die Veranlassung zu dieser exaggerirten Messergeschichte werden vielleicht einige Fleischerknechte gewesen seyn.

aus beruhigend geschehen seyn. Doch ich enthalte mich aller fernern Anmerkungen, so sehr sich einige hier auch noch gleichsam aufdringen. Bald ein Mehreres!

Sieben und zwanzigster Brief.

Regelmäßiger hat sich wohl selten ein Volk zurückgezogen, als die Neufranken am ersten Advent 1792. Einige Tage vorher hatten sie Scharmützel mit unsrer Avantgarde, die ihnen nicht in der Richtung auf Frankfurt anzog: sie vermutheten daher wohl leicht, daß wir einen andern Weg nehmen würden, als den wir wirklich nahmen. Eben darum möchte ich beynahe sagen, daß die Franzosen in Frankfurt überfallen wären.

ren. Dem ohngeachtet zogen sie sich diesen Tag in der beßten Ordnung bis nach Höchst und Nied zurück, blieben da stehen, und richteten nun ihre Kanonen so zweckmäßig, daß es, wie gesagt ist, den Preußen verging, sie bis dahin zu verfolgen. Zeit dazu war sonst noch genug übrig.

Der Zeitungsschreiber hatte daher sehr unrecht, der vorgab: die Franzosen wären über Hals und Kopf nach Mainz gelaufen. Nein, mein Herr, sie zogen erst den folgenden Tag gegen Abend in Mainz und Kassel ein, und dieß in der größten Ruhe und Ordnung. Einige warfen sich in die Festung Königstein, welche einige Stunden von Frankfurt gelegen ist. Ich muß noch erinnern, daß sie auf ihrem Zurückzuge die Brücke über die Nied bey Höchst zerstöhrt haben.

Cüstine konnte, aus Mangel an Mannschaft, von dem Strich Landes zwischen Frankfurt und Mainz wenig oder vielmehr gar keinen Vortheil ziehen: er konnte also leicht zugeben, daß die Preußen und Hessen diesen Strich besetzten.

Was aber für Cüstine nicht benutzbar war, nämlich in Rücksicht auf seine damalige Lage, das war es für uns desto mehr, ebenfalls in Rücksicht auf unsere Lage. Nachdem er also Mainz und Cassel bezogen hatte, besetzten wir und die Hessen die von ihm geräumten Gegenden, und hatten dadurch am linken Ufer des Rheinstroms bis Hochheim alles inne, außer der kleinen Festung Königstein. Hiedurch waren die Fortschritte der Neufranken wenigstens diesesmal und für die dasigen Gegenden gehemmt.

Königstein ist von der Natur schon befestiget, nämlich das Schloß; denn es liegt auf einem hohen Felsen, an dessen Fuße ein Städchen gleiches Namens befindlich ist, das sich aber leicht in einen Schutthaufen verwandeln läßt. Diesen Ort hatten die Neufranken bald nach der Einnahme von Mainz besetzt und einige Kanonen mit Munition und Proviant dahin geführt. Die darin liegende Mannschaft betrug, nebst der von Frankfurt dazu gekommenen, in allem nur 280 Mann.

Der Prinz von Hohenlohe glaubte mit diesem Rackernest -- wie man Königstein wegen der darin liegenden Franken benannte -- in wenig Stunden fertig werden zu können. Er fieng daher gleich nach der Einnahme von Frankfurt an, diesen Ort mit Kanonen zu beschießen. Die Franzosen

begaben sich fluchs auf das Schloß, und ließen das Städtchen ohne alle Besatzung. Die Preußen besetzten also in der Eile diesen verlaßnen Ort, verließen ihn aber wieder eben so geschwinde wegen der dahin fliegenden französischen Kugeln und Kartätschen.

Nun wurde das arme Städtchen angegriffen; und Prinz von Hohenlohe, dessen Kugeln an den Felsen des Schlosses abprallten und dessen Grenaden daselbst ohne Wirkung zurückfielen, schoß auf die Häuser des Städtchens, wo der Erfolg des Schießens freilich viel sichtbarer wüthete. Der Ort fieng bald an zu brennen, und gar viele Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Die Einwohner sahen sich endlich genöthigt, abzuziehen; und was sie nicht fortbringen konnten, wurde hernach geplündert oder verdorben. Die Besatzung des

Schlosses, die gewiß versichert war, daß die feindlichen Kanonen und Bomben ihr nicht schaden würden, schoß nur sehr selten wieder, und schonte auf diese Art ihre Munition nach Klugheit.

Nach einigen Tagen, obgleich man die Uebergabe von Königstein schon oft ausposaunt hatte, sah der Prinz allmählig ein, daß er mit seinen Sechspfündern noch lange das Schloß beschießen könnte, ohne der französischen Besatzung zu schaden oder sie zur Uebergabe zu nöthigen, und — gab das Beschießen wohlbedächtig auf. „Ich wußte wohl — soll er gesagt haben — daß ich hier mit Gewalt nichts ausrichten würde; aber ich dachte, der Schreck, der die Franzosen bei Frankfurt befallen hat, sollte mich auch hier secundiren.“ — Wenn dieses ist, dann weiß man, warum Se. Durchlaucht das

Städt-

Städtchen angegriffen haben, obgleich Schreckschüsse eben sogut in die freye Luft geflogen wären. —

Die Truppen wurden hierauf so verlegt, daß man die Communication zwischen Mainz und Königstein aufhob und die Besatzung in der Festung einschloß. Diese war zwar gut verproviantirt; es war aber doch vorherzusehen, daß sie sich, ohne Unterstützung von ihren Brüdern in Mainz, nicht lange halten würde. Dieß traf auch endlich ein: denn am 8ten März, 1793, zogen die Neufranken freywillig herunter. Vielleicht sage ich unten mehr davon.

Der Prinz von Hohenlohe hatte aber, wenn wir die Sache genau untersuchen, sich gar nicht gut für die Ehre der Preußischen Waffen genommen: denn von nun an hieß

es, sogar in Frankfurt: „Ja, da sieht mans: die Preußen werden schon ihre Nase von Festungen weglassen, wo die Franzosen mit gehörigem Geschütz und Munition versehen sind. Bey Königstein haben sie gar hübsch lange zusehen und endlich abmarschiren müssen.“ — Reden von der Art schaden sehr viel; denn sie schwächen das Zutrauen zu den Waffen der Macht, die so bekritisirt wird, mehr als man denkt, vorzüglich bei dem unkundigen gemeinen Haufen.

Cüstine hatte eine sehr zahlreiche Besatzung in Mainz und Cassel. Lezterer Ort liegt dießeits des Rheins und war sonst ganz offen, bis ihn der anhaltende Fleiß und die Kunst der Neufranken so befestiget hat, daß er jezt beynahe unüberwindlich ist. Er hat die fürchterlichsten Schanzen und Batterieen, so daß ein geschickter Feldherr

es

es jezt auf sich nehmen kann, eine auch noch so zahlreiche Armee auf eine geraume Zeit abzuhalten. Jeder Sachverständige muß bekennen, daß die Schanzen zu Cassel Meisterstücke der Festungs-Baukunst sind.

Zu Costheim, welches im Winkel zwischen dem Rhein und dem Main liegt, hatten die Neufranken ebenfalls vortheilhafte Werker aufgeführt. Hieraus erhellet, daß es nicht wenig Mühe gekostet haben muß, sie über den Rhein zurückzutreiben. Um dieß allmälig und zur rechten Zeit mit Erfolg auszuführen, wurde anfangs, da der Winter bevorstand, die Mannschaft der Ruhe bedurfte und es uns am groben Geschütze mangelte, kein Versuch auf Cassel selbst gemacht, sondern man begnügte sich, vor der Hand bei Wickert Schanzen und Batterieen von unserer Seite aufzuwerfen,

um der Invasion der Mainzer-Besatzung nicht so ganz bloß zu stehen.

Die Neufranken waren indeß in ihren Arbeiten unermüdet: sogar im schlimmsten Wetter und bei der größten Kälte arbeiteten sie ununterbrochen fort, bis endlich die Festungswerker zu Cassel ganz zu ihrer Vollkommenheit gediehen waren.

Sie hätten diese mühsame Arbeit um Cassel nicht unternommen, wenn sie nicht gefürchtet hätten: der Rhein möchte den Winter über zufrieren, und die Feinde alsdann den Mittelpunkt ihres Plans — die Festung Mainz — angreifen oder überrumpeln. Der Rheinfluß friert aber nur bey sehr strengen Wintern zu; dieß war daher bey dem gelinden Anfang des Winters 1793. nicht zu befürchten: oder wäre er auch zuge-

gefroren, so würde er doch nicht lange starkes Eis getragen haben, und so uns nicht wie zur Brücke haben dienen können.

Um indeß auf jeden Fall uns nicht gleichsam Fronte machen zu müssen, so lange es noch möglich war, unsern Anfall mit Kugeln aus befestigter Stellung abzuhalten: so war es der Vorsicht und Klugheit Cüstine's allerdings angemessen, Cassel so einzurichten, daß die Preußen, auch wenn der Rhein bis zur hinreichenden Dicke und Festigkeit zugefroren wäre, dennoch nichts gegen Mainz möchten vornehmen und ausführen können. Eben darum ließ auch Cüstine erst im Februar, da vom Zufrieren des Rheins nichts mehr zu befürchten, und Cassel in dieser Rücksicht weniger zu benutzen war, das Geschütz von da nach Mainz abführen. — —

Die

Die Preußen bemühten sich gleich anfangs durch allerhand Maneuvres und Kunstgriffe die Communication zwischen den Neufranken in Mainz und Cassel abzuschneiden; allein vergebens: die Wachsamkeit der Casseler Besatzung vereitelte alle unsere Unternehmungen, und eben darum stellten wir sie mit der Zeit gänzlich ein.

Daß wir den 6ten Jänner, 1793., zwölf Stück kleine Kanonen erbeuteten und 160 Gefangene von den Neufranken zu Hochheim machten, hatten wir der Unvorsichtigkeit oder viel wahrscheinlicher — welches auch ein Deserteur bestätigte — der Treulosigkeit eines Neufränkischen Majors zu danken. Dieser gute Mann lag troz seiner Schildwache, troz unseres Schießens aus kleinem und großem Gewähr um seinen Aufenthalt herum — ganz unbekümmert

mert im Bette, und hob sich mit der größten Unbefangenheit als unser Gefangener aus den Federn. Auch ehrte und behandelte man diesen Herrn Major nachher gar zu ausgezeichnet!

Und doch hat man in allen Zeitungen, besonders in der Neuwieder diesen Vorfall gewaltig hoch ausgestrichen und ihn als ein Meisterstück des Fürsten von Hohenlohe geschildert. Wenn wir aber recht zusehen, so finden wir, daß General Cüstine 160 Mann und zwölf Kanonen verlohren hat, und — weiter nichts. Es war ein Coup ohne Folgen, folglich kein eigentlicher coup de guerre. Wie? wenn 160 Mann gestorben und die zwölf Kanonen im Kothe stecken geblieben wären? — Die Preußen kamen nun zwar nach Hochheim; allein das geschah ohne Nachtheil der Neufranken, welchen dadurch

weder Zufuhr noch Ausgang versperrt wurde.

Acht und zwanzigster Brief.

Ehe ich die nähern Anstalten zur Belagerung von Mainz erzählen kann, ist es nöthig, erst einen Blick auf uns selbst zu werfen, und dann auf Mainz und die Neufranken. Dieß lehrt uns den Ton oder die Stimmung der Gemüther kennen, wie auch die Lage der Dinge, und erklärt oder macht Manches begreiflich, was sonst, zumal in der Ferne, unbegreifbar oder gar unmöglich scheinen könnte.

Das Preußische Heer war, wie wir wissen, durch anhaltende elende Witterung, schlech-

schlechte Wege, durch Hunger und Krankheiten, in der Champagne und auf dem Zurückmarsche äusserst geschwächt und entkräftet. Diese Entkräftung war um diese Zeit noch lange nicht gehoben. Wie war dieß auch möglich, da es beynahe an allen Mitteln dazu fehlte? Man lese weiter und urtheile selbst!

Alle unsre Truppen, Preußen und Hessen, nur die Frankfurter Besatzung ausgenommen, hatten diesen Winter über so schlechtes Quartier, daß vielleicht noch nie irgend eine Armee je schlechteres gehabt hat, und dieß in jeder Rücksicht. Dieses Uebel entstand aus dem unverhältnißmäßigen, übertriebenen Zusammenhäufen der Truppen, wozu unsere Generalität durch die Nähe der Neufranken bestimmt ward.

Es

Es war nämlich zu befürchten, daß diese aus Cassel oder Mainz uns überrumpeln, vorwärtsdrängen und dann die Dörfer ganz und gar ausplündern und zerstöhren möchten, wenigstens um uns für die Zukunft unsere Subsistenz oder Wiederannäherung zu erschweren. Für Frankfurt war alsdann auf jeden Fall alles Arge zu besorgen.

Um also dieser Gefahr vorzubeugen, mußten alle besorgliche Pässe in der dortigen Gegend häufig besetzt und sorgfältig bewacht werden. Dieß geschah nun mit der äußersten Unbequemlichkeit aller unsrer Truppen bis auf die in Frankfurt. Ganze Regimenter -- Infanterie, Cavalerie und Husaren -- wurden in Ein Dorf -- um es recht zu sagen -- zusammengepanzt, so daß in einem Hause, ja in einer kleinen Stube

oft

oft zwanzig bis dreißig Mann kümmerlich nebeneinander liegen mußten.

Unter andern Uebeln, die hieraus entstanden, war das der Unreinlichkeit keins der geringsten. Die Ansammlung und Plage gewisser Insekten hatte in Frankreich schon angefangen; und da das anhaltende, äusserst schlimme Wetter alles Reinigen und Aussuchen hinderte, so mußten diese unerträglichen Gäste nothwendig stark zunehmen. Dadurch ward das meiste Geräthe der Soldaten voll Ungeziefer, so daß es äußerlich bis zum Eckel herumkroch. Hier nun war unter diesen Umständen an ein Vertilgen noch weniger oder vielmehr gar nicht zu denken. Tag und Nacht mußten die armen Leute auf den ersten Trommelschlag zum Aufbrechen bereit seyn und folglich meistentheils in vollem Anzuge des Abends sich hinlegen.

War

War vielleicht auch einer, der gern die Mühe übernommen hätte, sich von dieser beschwerlichen Plage loszumachen, so war kein schicklicher Ort dafür da, oder es gab Tausende, die lieber gebissen und ausgesaugt seyn wollten, als etwas Unmögliches übernehmen. Man sieht leicht ein, daß dieser überlebendige Zustand keine gute Folgen auf das Aussehn und die Gesundheit der Soldaten haben konnte.

Der Straßburger Französische Zeitungsschreiber mutzte diese unsere allgemeine Plage zu unserer Herabwürdigung nicht wenig auf, behauptete aber offenbar zuviel, als er schrieb: diese Völker — er meynte uns und die Hessen — wären an dem Ungeziefer gewohnt, wie alle Völker des Nordens, welche Jahraus Jahrein voller L— — wären. Einmal hat das kältere Klima im

Norden das physische Gefühl seiner Bewohner noch nicht so abgestumpft, daß sie gegen diese Plage gleichgültig seyn könnten: und dann ist das Sittengefühl hier auch schon fein und noch rege genug, jede Inkonvenienz von dieser Art mit der größten Behutsamkeit zu verhüten oder von sich zu entfernen. Ausnahmen in dieser Rücksicht giebt es freilich in Paris wie in Straßburg.

Aber auch nur Ausnahme war dieser unser Zustand in der Champagne und bey Mainz, wie dieß jeder bezeugen wird, der die musterhafte Reinlichkeit der Preußen in den Garnisonen kennen gelernt hat. Ist es doch der Besatzung in Mainz, während der Belagerung, mit der erwähnten ekelhaften Plage nicht besser gegangen, als uns in der Champagne und hier! Indeß genug davon, und nur Verzeihung für einen Bericht, der ei-

eine unsrer ärgsten Plagen in dem Gemälde unsers Elends während diesem Kriege betrifft.

Das zweyte Uebel, das uns drückte, war der Mangel an Kleidung. Alles, was zu dieser gehörte, war auf unsrer Wanderung in Frankreich verdorben und zerrissen. Es war ein wahres Spektakel, wie die guten Krieger aussahen! Auf die lange Dauer sind die Kleidungsstücke der Preußen ohnehin nicht gemacht: das Tuch ist äußerst dünn und schlecht, und alles so knapp und gespannt, daß es beym vielen Manövriren oder anhaltenden andern Strapatzen nothwendig bald reißen muß.

Zwar ist es nicht der Wille des Königs, daß die Röcke, Westen, Beinkleider und Kamaschen so überaus enge seyn sollen: *) Er

*) Was knapp anläge und preßte — soll Friedrich

Er hat vielmehr schon 1788 die Einrichtung getroffen, daß man alle Röcke soweit machen sollte, daß die Soldaten sie zuknöpfen könnten. Allein die Herren, welche allemal an den Befehlen des Monarchen tant soit peu, rabattiren, ließen zwar Klappen auf die Röcke machen; aber das Zuknöpfen fiel noch immer weg.

Der König kam einmal zu einer Schildwache, und als er sah, daß der Ausstehen-

d r i c h der Große gemeynt haben — wecke, nach dem Gesetze der Gegenwirkung, das Kraftgefühl, und gewecktes Kraftgefühl errege Kraftspannung. Daher auch das knappe Zopfbinden. Allein das Alltägliche verliert durch Gewohnheit und stockt, so gut übrigens die Finanzen bey dieser psychologisch auskalkulirten preußischen Knäppe stehen mögen. —

de erbärmlich fror, sagte er: „Mein Sohn, knöpfe dich zu!" -- Der Soldat erwiederte: „Ew. Majestät, das geht nicht: der Rock ist zu enge." -- „Ist denn der Deinige allein so enge?" fuhr der Monarch fort. — „Nein, antwortete der Soldat, sie sind alle so." -- Der König, voll gerechten Unwillens über die schlechte Befolgung seiner Befehle, sah einen Staabsofficier von dem Regiment, wozu der Soldat gehörte, und beschwerte sich in sehr ernsthaften Ausdrücken über die zugroße Knappheit der Soldaten-Röcke wider seinen ausdrücklichen Willen. -- Von der Zeit an sind zwar die Röcke etwas weiter, haben aber doch noch lange die Form nicht, die sie nach des Königs Absicht haben sollten. Was dieß und dergleichen betrifft, meynt es der gütige Monarch überall recht väterlich.

Al-

Also unsere Röcke waren jämmerlich, nebst allen andern Mondirungsstücken, zerrissen und zerfezt: die weißen Westen und Hosen waren, wie schon anderwärts erinnert ist, vom Regenwasser und Rauch ganz gelb, und selbst die Hemde fingen an den meisten zu fehlen. Ein preußischer Kanonier hatte ein Liedchen über das große Elend, das wir in jeder Rücksicht erlitten hatten, verfertiget, welches auch hernach gedruckt herumlief. Da hieß es unter andern:

Nun konnte man uns sehn,
Wie die Zigeuner gehn:
Halbbarfuß und zerrissen,
Den Kuhfuß weggeschmissen, *)
Die Wagen meist verbrannt:
So zogen wir durchs Land. —

Sehr

*) Kuhfuß hieß in der damaligen Soldatensprache das Gewähr.

Sehr erbaulich! Um indeß dem Dinge einige Gestalt wieder zu verschaffen, befahl man, daß die Bursche ihre Aufschläge wenden sollten, obgleich die meisten das Wenden nicht mehr zuließen. Das hieß denn soviel: man sollte sich neue machen lassen. Die Meisten thaten es und darbten sich lieber drey bis vier Groschen ab, als daß sie mit Verweisen oder Stockprügeln fürlieb genommen hätten. So hielten es auch Viele mit den Beinkleidern und Westen.

Ueberhaupt muß man gestehen, daß das aktive Gefühl für militärische Reinlichkeit und Wohlstand schon aus Ehrbegierde bey dem größten Theil der preußischen Armee gewiß in eben dem Grade herrschend ist, wie vielleicht bloß aus Petimäterey bey den französischen Linientruppen, so spartanisch-männlich diese auch jezt zu werden anfangen. Wo aber

aber nichts ist, da hat der Kaiser allerdings sein Recht verlohren!

Um unsern Mangel weiter abzuhelfen, bekamen die sogenannten Dienstthuer auch Hemde: nicht so die Beurlaubten, wie wenn es im Felde auch Beurlaubte gäbe! — Doch wurde endlich befohlen, daß auch diese ihre Hemde haben sollten: aber wann? — Wenn überhaupt den Gemeinen eins und das andere fehlt, so muß man dieß ja nicht auf die Rechnung unsers Monarchen schreiben: dieser ist daran unschuldig. Das sahen viele von uns aus Erfahrung ein: bey Andern hieß es, wenn von dergleichen die Rede vorkam: ja, es wäre viel von Gottes Wort zu sprechen! Noch andere, wie wir bald sehen werden, sprachen weit derber und lauter.

Die Löhnung der Gemeinen wurde auch hier wieder den ganzen Winter hindurch in Böhmen oder Schlesischen Silbergroschen gereicht. Außer dem, was schon im ersten Pack S. 70. über diese Art zu löhnen gesagt ist, muß man wissen, daß zehn Böhmen zwar acht Groschen in Schlesien ausmachen; allein im Reiche galten sie nur 30 Kreuzer, folglich höchstens 7 Gr. 6 Pf.: und so büßte der gemeine Soldat jeden Monat 12 Kr. oder 3 Gl. ein. Wahrlich keine Kleinigkeit, zumal unter solchen Umständen im Felde!

Der König liefert zwar nicht immer Böhmen zur Belöhnung; aber die Herren Regimentsquartiermeister sorgten wieder hier, wie bey Coblenz, durch Einwechseln dafür, daß es niemals an Böhmen fehlte. Ob das der Wille unsers Königs, überhaupt

ob

ob es recht ist, überlasse ich der Entscheidung Anderer. Bey den Hessen wenigstens mußte man es nicht für recht halten: denn diesen gab man, wenn Böhmen gegeben wurden, 10 Stück und 2 Kr. statt ihrer 8 Gl., wodurch denn der Soldat allemal seine Löhnung erhielt, wie sichs gebührte.

Fleischportionen bekamen die Regimenter selten, und sehr unregelmäßig. Wenn das Vieh zur Kriegeszeit wohlfeil ist, so erhält der Soldat das Fleisch in natura; sonst an Geld. So kostete vor drey Jahren im Schlesischen Feldzuge das Pfund Rindfleisch 6, 8 oder höchst 10 Pfennige, und, siehe da, man gab kein Geld, sondern Fleisch, wenn schon von der elendesten Gattung. Hier jezt mußte man das Vieh, folglich auch das Fleisch, sehr theuer bezahlen, das Pfund zu 30, ja 33 bis 36 Pfennige: da hütete man sich sehr das Fleisch in natura zu geben.

Die

Die Ursache dieser ökonomischen Alternative ist leicht einzusehen: der König bezahlt für das Pfund Fleisch 18 Pfennige: und daher der Wechsel, wiewohl nicht zum Besten des hungrigen Bauchs der Soldaten.

Daß es obendrein an Lebensmitteln uns hier gar sehr gemangelt habe, bedarf keiner Erwähnung. Auf den Dörfern, wo wir lagen, um Frankfurt herum und am Main hinab, zu Singlingen, Wickert, Nied Griesheim, Rödelheim, Praunheim, Delkenheim, Massenheim, Breckenheim, Wollau, Flörsheim, Höchst u. s. w. war vorher von den Neufranken beynahe alles weggekauft und verzehrt, oder nach Mainz geschafft: und so war es natürlich, daß es uns an Lebensmitteln hier sehr mangeln mußte. Gutwillig schenkten die Leute nichts, konntens auch nicht mehr: sie waren durch

das baare Bezahlen der Neufranken verwöhnt, und durch deren langen Aufenthalt und Consumption meist selbst bis auf ihre eigne Nothdurft zurückgesezt.

Baares Geld, wie die Neufranken, hatten von uns die wenigsten; und für Zufuhr aus der Ferne sorgte man auch nicht gehörig, vielleicht, weil man nicht konnte. Es war also beynahe Mangel an Allem; und wer Geld hatte, fiel den schröpfenden Marketendern und Krämern in die Hände. Klagte man, so hieß es: „Ihr habt euer Traktament: seht, wie ihr durchkommt!“ — In diesem Stücke muß jeder die Neufranken loben, welche, wie ehemals die Römer, immer für Lebensmittel sorgen, und auf dieser Seite wenigstens sich bestreben, daß der Muth ihrer Soldaten nicht sinke.

Nun nehme man die große Theurung aller Lebensmittel hinzu und bedenke, wie oft der Soldat den Winter über mit trocknem Brod fürlieb nehmen oder gar hungern mußte. Man mochte fragen, wen man wollte, wie es ginge? so bekam man zur Antwort: Schofel, hunzföttisch u. dgl. wie ich bald weiter berichten werde. Es war nur gut, daß die Kartoffeln im Ueberfluß gerathen waren: was hätten die armen Leute sonst essen wollen?

Um ihrem Mangel auf alle mögliche Art abzuhelfen, ließen sich Viele von Hause zuschicken, was ihre oft selbst dürftigen Eltern, Weiber oder Geschwister nur aufbringen konnten. Ich habe Briefe von Eltern an ihre Kinder und von Weibern an ihre Männer gelesen, worin sie auf die jämmerlichste Art über ihre eigne Noth klagten und

man-

manches über Große-Herren und Krieg einmischten und rügten; was mich über die Einsicht dieser Leute in Staunen versezt hat. Wahrlich Noth ist ein raffinirenderer Propagandist, als alle Jakobiner! — Diese also verfolgen, ohne jene zu heben, heißt die Arbeit halb verrichten. — Wenn auch der Soldat mit seinem Leben dem Monarchen im Kriege dienen muß, so ist es wahrlich hart, daß dennoch zu Hause sein Weib die Abgaben entrichten und obendrein den Mann im Felde zum Theil ernähren soll.

Ich muß hier abermals eine Verordnung der Neufranken loben, welche verbiethet, Geld an die Soldaten im Felde nachzuschicken. Solche Schickerey entkräftet den ökonomischen Zustand der Bürger und Bauern sehr, indem die Anverwandten schicken, so lange sie können, und gern

alles versetzen oder verkaufen, um nur ihren Kindern, Männern oder Brüdern auszuhelfen. Wenn man aber auch im Preußischen für gut finden wollte, das Nachschicken zu verbiethen, so müßte man ebenfalls auf alle Art erst dafür sorgen, daß der Soldat nicht mit dem bittern Hunger im Feld zu kämpfen hätte. Dieser Zustand verleitet ohnehin zu Bedrückungen und Excessen, und schwächt das Ansehen der gesetzgebenden und bestrafenden Gewalt. Ueberdieß hilft der beßte Willen der Soldaten nichts, wenn sie nicht können, wenn es ihnen an Kräften mangelt.

Was die Empfindung von allen diesen Bedrückungen erschwerte, war die Vergleichung, welche unsere Leute zwischen sich und den Neufranken anstellten. „Diese haben — so räsonnirten sie — wie die Deserteurs

und alle Bürger und Bauern aussagten, bey denen sie im Quartier gelegen sind, alle zwey Tage ihr Fleisch, bekommen Schnapps, 15 Kreuzer Löhnung und gesundes nahrhaftes Brod, und dieß ohne Stockprügel und Schimpferey: — Wir hingegen haben alle fünf Tage acht Groschen, an welchen wir wegen der Böhmen noch zwey Kreuzer verlieren müssen. Für unser Fleischgeld können wir uns gerade den ganzen Monat hindurch zwey Pfund anschaffen: und obendrein giebt man uns das Fleischgeld nicht einmal an den Tagen, wo es uns zukommt. Schlechtes Brodt haben wir auch: es mifft, stickt, steckt voll Hacheln und Spreu, ist nicht ausgebacken oder verbrannt. Auf der Streu müssen wir den ganzen Winter herumrutschen, und zerreißen alle unsere Kleidung, und doch giebt man uns die Hemde nicht, die uns zukommen!" —

So und noch viel ärger räsonnirten die mißvergnügten Soldaten, vorzüglich die ältern, die noch unter Friedrich dem Großen gedienet hatten, öffentlich, und ließen sich gar nicht bange seyn, daß man sie bestrafen möchte. Selbst die Vorgesezten hörten dieß oft, zuckten aber nur die Achseln und trösteten den so klagenden, gedrängten gemeinen Mann, so gut sie konnten. Schärfere Maaßregeln würden die Desertion vermehrt haben, die hier allmälig einzureißen anfing.

Auch sahen viele unserer Leute recht gut ein, daß sie im jetzigen Kriege nicht fürs Vaterland — wofür der Ausländer ohnehin kein Interesse hat — sondern für ein Privatinteresse — zu Felde standen. Der Preuße ist muthig und tapfer, aber er will inen bestimmten, allgemein gültig aner-

kannten Gegenstand haben, für den er sein Blut aufopfern soll. In den Kriegen des verstorbenen Königs wußte der Soldat für wen er stritt: er sah ein, daß des Königs Interesse auf dem Spiele stand, und daß mit diesem Interesse das Glück des Landes genau verbunden war. Daher stritten die Preußen, zumal unter Friedrichs Anführung, meistens wie Helden. *)

Dieß würden unsere Leute vielleicht noch thun; aber -- in einem Kriege, der von anderer Natur wäre, als der wider die Neufranken. Jezt mag man ihnen vordemonstriren, was und wie man will, sie bleiben

*) Nicht immer: denn selbst Friedrich klagt in seinen Werken mehr als einmal, daß seine Leute gefochten hätten, wie die Memmen. Was schiebt man aber oft nicht gern auf Andere!

Bayerische Staatsbibliothek München

ben dabey: unser König wäre von den Franzosen nicht angegriffen; er hätte also auch nicht nöthig gehabt, sich vom Kaiser bereden zu lassen, nebst ihm einen Krieg wider sie anzufangen. Oestreich sey von jeher unser ärgster Feind gewesen: es sey ihm nicht viel zu trauen: es würde gewiß wieder etwas Arges mit uns im Schilde führen, und dergleichen.

So sprachen die Gemeinen. Andere Hohe, die von den geheimen Absichten der Kabinette wissen wollten, betrachteten den Krieg gegen die Neufranken als ein Mittel, welches Oestreich und Preußen ergriffen hätten, erst Polen und dann das deutsche Reich zu zerstückeln. Polen, meynten sie, sey schwach, habe wenig Festungen und Munition, sey obendrein unter sich zerfallen. Polens König sey entnervt, furchtsam, feil

und

Bayerische Staatsbibliothek München

und mit Rußland und Preußen im geheimen einverstanden. Mit Polens Zerstückelung habe es also keine Schwierigkeit. Wäre man damit zu Stande, so gings ans deutsche Reich. Dieß sey durch die Lobsprüche über die Vortrefflichkeit seiner Verfassung eingeschlummert, und merke nicht, daß kein Mächtiger sich an sie kehre. Seine kleinern Bestandtheile seyen ohnehin zu schwach, dieß an den größern zu ahnden. Diese Schwäche nehme durch den Krieg gegen die Neufranken offenbar zu: denn das Reichs-Contingent — fuhren sie fort — erschöpft die kleinen Fürsten, macht sie zu Schuldnern der Größern, hindert oder unterdrückt ihre Stimmen — und wer wird oder kann am Ende den Mächtigern sich widersetzen? Konnte man die Schwächern, die neutral bleiben wollten, vorher schon nöthigen, sich dem Machtwort der Mächtigern zu unterwer-

fen: was wird geschehen, wenn sie durch diesen Krieg vollends erschöpft sind? Oestreich, von Preußen unterstüzt, hat einmal seine Absicht erreicht: beyde werden weiter gehen. -- Man wird freilich die endliche Absicht, auch Deutschland zu zerstückeln, geheim halten, bis man sieht, was es giebt, und man kann: man wird ihr, sobald sie ruchbar werden wird, vielleicht gar öffentlich widersprechen; aber wie bey mancher andern Theilung, wo man gerade am lautesten widersprach, als man sie am eifrigsten betrieb. Das gehört zu den Opiaten der Höfe.

Nicht doch! erwiederten noch Andere: unser König würde sich um Deutschlands kleine Fürsten, und Reichsstädte forthin wenig bekümmern können, sobald er ein Stück von Polen an sich risse. In dem Falle hätte

er

er an Polen eine Ruthe, die ihn und seine Nachfolger stark genug züchtigen würde, um an die Züchtigung und Unterjochung Anderer nicht zu denken. Die Kaiserin von Rußland wäre alsdann seine Nachbarin: eine Nachbarin, die schon allein alle seine Aufmerksamkeit und Kräfte beschäftigen könnte und würde: denn wozu Katharina, oder vielmehr ihr Ministerium fähig ist — heimlich und öffentlich — weiß die Welt mit Erstaunen. Vielleicht mag diese, nach einem noch geheimern Plan, Preußen durch Polen erst einschläfern helfen sollen, dann es überwältigen und endlich alles dahin bringen, daß Rußland und Oestreich sich in Europa theilen. Preußen zwang die beyden genannten Mächte zum Frieden mit den Türken; und dergleichen vergessen die Höfe selten. u. s. w. Es mag nun seyn, was es will: der Krieg gegen die Neufranken ist

nur Mittel, nicht Zweck, und wir sind die Opfer, die man der Herrsch- und Eroberungssucht darbringt.

Was doch manche Leute nicht alles wissen wollen, vermuthen oder träumen! *) Genug, man sieht, daß Groß und Klein von

*) Die Meynungen ändern sich, wie die Phänomene der Tage. Den 23ten Februar 1793 hörte ich in Frankfurt, was vorhin über Polen und Deutschland erzählt ist. Die Herren, die darüber sprachen, konnten schon zu der Zeit das wissen, was erst späterhin über Polen erfolgte. Ob nun auch das Uebrige erfolgen werde — wer kann das entscheiden? Mich genügt es, als Geschichtsschreiber das getreu anzuführen, was meinen Gegenstand betrifft. Ueber Meinungen entscheiden Gründe oder der Erfolg, wie sie die Vernunft oder die Zeit an die Hand giebt.

von dem jetzigen Kriege eine Meynung hatte, die eben nicht dazu diente, sie zu Heldenthaten aufzufordern. Wie das bey uns war, war es auch bey den Hessen: denn auch diese hatten ihre Rügen, und beklagten sich laut, daß man sie in diesem Kriege neuerdings für nichts hinopfere. In Amerika hätten sie nichts ausgerichtet, und gegen die Franzosen würden sie auch nichts ausrichten.

Sonderbar war es, daß gerade die Soldaten vom Lande, oder jene, deren Eltern und Geschwister Bauern sind, den wärmsten Antheil an Frankreichs Lage äußerten. Aber eben diese sind es, welche die Bedrükkungen der Volksklasse durch den Adel, Frohnen u. dgl. meist aus eigner Erfahrung kennen, und eben darum mit der Volksklasse in Frankreich am lebhaftesten sympathisirten.

Bey diesen hieß es: die armen Leute mußten schon rebelliren: sie waren zu sehr geplackt, sie wurden ja gehalten wie die Hunde! Ihre Adresse weißt es ja aus! Und dafür, daß ich mich in einem weg so sollte rackern lassen, lieber alles dran gewagt, oder todt! — Am Ende fügte man hinzu: Und ihr sollt sehen, Kameraden, wir richten gegen diese desperaten Leute nichts aus. Sie streiten für Gut und Blut, und da streitet man ganz anders, als für 8 Groschen Löhnung.

Dieß sagt mehr, als mancher denkt: denn sobald der Soldat glaubt, er werde gegen den Feind nichts ausrichten so richtet er auch nichts aus. Das ist eine längst erprobte Wahrheit. Dieser Glaube lähmt nämlich seine Kräfte schon vor dem Angriff, und richtet seine Aufmerksamkeit und Er-

wartung auf das entgegengesezte von dem, wofür er da ist. Daher kömmt wohl auch die außerordentliche Gleichgültigkeit des größten Theils unseres Heers bey Schaden und Gewinn. Man sieht es augenscheinlich und dieß von Tag zu Tag auffallender, daß es sie nicht bekümmert wenn sie hören, daß auch die Preußen hier und da geschlagen oder zurückgetrieben sind, so wie es sie auch nicht erfreuet, wenn man ihnen wer weiß von welchen Vortheilen vorschwazt.

Ja, allmälig fängt man auch schon an zu fragen: Und was gewinnen wir für uns, wenn wir für unsern König auch ganz Frankreich gewinnen? Unsere Löhnung würde dadurch um keinen Heller verbessert werden. Ei, wäre es bey uns, wie bey den Franzosen, dann wäre es etwas ganz anders! was da der General gewinnt, gewinnt auch

der Musketier: und so streitet hier jeder für sich selbst; wir aber, wie die übrigen, streiten immer nur für Andere, und da müßte man ein Narr sein, wenn man seiner Haut nicht schonen wollte. — Fatal genug!

Neun und zwanzigster Brief.

Im Kriege sind drey Stücke durchaus nöthig, wenn etwas mit Vortheil ausgerichtet werden soll: — Gute Anführung, Muth des Soldaten und Glück. Fehlt eins von diesen Stücken, so kämpft auch ein Friedrich der Große vergebens. Es wäre noch auszumachen, welches von den beyden ersten Stücken das vorzüglichste sey? Vielleicht ist der Muth der Soldaten nothwendiger, als die beßte Anführung.

Wie

Wie kann aber Muth bey einem Kriege statt finden, an dessen glücklichen Ausgang der Soldat schon zweifelt, ehe er den Kampf beginnt? dessen Gerechtigkeit er nicht einsieht? Bey dem er seinen Feind bemitleidet, ihm sogar Rettung, also auch den Sieg wünscht? Von dem er sich und den Seinigen, im Fall der Feind unterliegt, mehr Nachtheil als Vortheil verspricht? Bey dem ihn Mangel und Noth meist überall verfolgen und aufwiegeln? Wo er seine vorgefaßte Meynung über die Unbezwingbarkeit des Feindes in den meisten Angriffen bestätigt sieht? Kurz, wo er Alles wider sich hat: sogar sich selbst? Mit ungleichern Waffen ist wohl schwerlich je ein Krieg geführt worden!

Obendrein läßt es sich bemerken, wie der Geist der Freyheit auch unter unsern

Truppen allmälig weiter um sich greift. Ich habe außer den davon angeführten Proben mehr als einmal Gespräche ganzer Haufen gehört, welche diesen Geist noch handgreiflicher verriethen: und was muß dieß nach sich ziehen? Man frage die Geschichte!

Herzog von Alba führte die spanischen Regimenter in den Niederlanden an, um durch ihre Hülfe den Aufstand der dortigen Einwohner mit Gewalt zu unterdrükken. Anfangs gehorchte man dem Herzog willig und ging voll Muth und Kraft auf die Geusen los, aber nicht lange. Man lernte die Angegriffnen nach und nach von einer bessern Seite kennen, als von welcher die Politik in Spanien sie darzustellen für gut gefunden hatte. Welche man vorhin für Rebellen; hielt, hielt man jezt für despotisch Behandelte. Selbst die spanischen

schen Soldaten äußerten diese Meinung laut, so daß Alba einige zur Verantwortung ziehen und einsperren ließ.

Dieß verfehlte ganz seine Absicht: die Spanier, hierüber aufgebracht, foderten die Loslassung ihrer Kameraden. Als Alba zögerte, rissen sie die Gefängnisse auf und sezten die Eingesperrten eigenmächtig in Freiheit. Um größern Uebeln vorzubeugen, gab der stolze und grausame Herzog hier zwar nach, verließ aber die Niederlande bald darauf, und rieth, sobald er in Spanien ankam, seinem Könige, Philipp dem Zweyten, die Truppen in den Niederlanden durch andere ablösen zu lassen, oder zu erwarten, daß die Bändiger der Rebellen selbst zu Rebellen würden. Die Truppen wurden abgelößt, aber die Sucht nach Freiheit war bei ihnen sotief eingewurzelt, daß sie sogar in Spanien Allerley versuchten,

ten, um auch da die Grundsätze und das Streben der Geusen in Gang zu bringen. Etwas mehr Klugheit und Mäßigung; und Spanien hätte vielleicht längst sein freyes Haupt über seine Nachbarn emporgehoben. So aber verfuhren die Propagandisten ein wenig rasch, vorlaut und ungestüm, dergestalt, daß die Regierung endlich für gut fand, die Regimenter zu reduciren und die unruhigen nach Amerika zu schicken.

Könnte die Freyheitssucht nicht endlich auch der herrschende Ton unserer Truppen werden? Oder sind es vielleicht Grillen, was über das Regewerden des Verähnlichungs- und Nachahmungstriebs in der Nähe von Begebenheiten, wie die Neufränkischen sind, in diesen Briefen geschichtlich bemerkt ist? *) Ich denke es nicht, zumal

da

*) Drittes Pack, S. 130 — 134.

da die tägliche Erfahrung meine Bemerkun- und Winke beynahe immer bestätiget. Anfänglich schimpften und schmähten unsere Leute auf die neufränkischen Patrioten laut und derbe mit: sprachen von Rebellen, Spitzbuben, Roßbacher-Hasen u. dgl. Aber bey Mainz hörte man einen weit sanftern Ton! Wir kennen ihn nach dem Vorherigen.

Ich habe die Ursache schon *) angegeben, warum wir in der Champagne durch die Desertion nicht sonderlich litten. Unsere Leute waren dort mit dem Lande eben so unbekannt, als mit dessen Sprache. Ueberdieß hoffte damals jeder auf Frieden, vorzüglich während dem Waffenstillstand nach der Kanonade. Dieß ging soweit, daß seit dem

*) Drittes Pack, S. 280.

dem 26ten September beynahe keiner mehr zweifelte, daß es zu Hause gehen würde. Da war denn jeder froh und blieb. Hätte man die Noth vorhergesehen, die schon allein den künftigen Winter uns traf, wahrlich ganze Haufen würden in der Champagne zu den Neufranken übergangen oder sonst wohin geflohen seyn.

Daß diese Aeußerung wahr sey, erfuhren wir am Mainstrohm: denn hier desertirten, außer den Infanteristen, sogar viele von den Husaren, Dragonern, Jägern und andere, auf deren Treue man sonst mit Sicherheit rechnen konnte. Das machte aber die vorhinbeschriebene Strapatze und die äußerst elende Lebensart, welche sich hier noch immer nicht besserte.

Die neufränkischen Soldaten betrugen sich indeß zu dieser Zeit und in dieser Gegend nicht viel besser als die unsrigen. In

der

der Champagne blieben sie ihren Fahnen getreu; hier aber verließen sie dieselben häufig. Man sieht leicht ein, warum. Vor dem 10ten August, 1792, hatten die Anhänger des Königs und des Königthums bey der neufränkischen Armee noch die Hoffnung, daß ihre Parthey die Oberhand erhalten würde, und hielten der reindemokratischen Parthey ziemlich das Gleichgewicht. Nachher verlor sich beydes, und die Königlich-Gesinnten wurden von ihren demokratischen Kameraden verachtet und mißhandelt. Dieß ging -- wie man gesagt hat -- bis zum Erschlagen.

Um also aller Neckerey und Gefahr zu entgehen, nahmen viele von den Königlich-Gesinnten ihre Zuflucht zu uns. Wir aber nahmen keinen von ihnen in Dienst: es konnten Demokraten darunter seyn, welche

die Absicht hätten haben können, unsere Stellungen und Stärke auszuspähen und dann zu den Neufranken zurückzukehren. Auch die Königlich-Gesinnten fürchtete man wegen ihrer neufränkischen Grundsätze über König und Königthum, und ließ sie ihr Heil weiter suchen. Ein Corps lauter geprüfter Franzosen möchte übrigens kein übles Freykorps geworden seyn.

Jezt, Freund, hoffe ich, hat es keine Schwierigkeit, die Antwort auf die Frage aufzufinden: Woher es kommt, daß die Preußen in dem jetzigen Kriege das nicht mehr sind und leisten, was sie im siebenjährigen Kriege so tapfer und rühmlich waren und leisteten? — Die Zeiten ändern sich, wie das gemeine Sprüchwort sagt, die Menschen aber zuvor: und was eine Verbindung von Umständen vermag, lehrt die

tägliche Erfahrung. Ueber beydes, sofern es uns jezt betrifft, glaube ich, enthalten meine Nachrichten Aufschluß und Licht genug. Die Folge soll noch mehr darüber verbreiten und dadurch meine Angaben unwidersprechlich bestätigen.

Daß ich Begebenheiten zergliedere, sie auf Vergangenheit und Zukunft beziehe, von Wirkungen auf Ursachen und umgekehrt schließe -- überhaupt philosophisch - pragmatisch verfahre, wie dieß vorzüglich in der ersten Hälfte des dritten Packs geschehen ist, dieß wird nur der tadeln können, der bloß wissen will: was geschieht, nicht aber -- wodurch, wie und warum. Diese Art Menschen wollen eine Peripherie beurtheilen und messen, ohne auf den Mittelpunkt Rücksicht zu nehmen.

Ich stelle meinen Gegenstand in dem Lichte auf, worin ich ihn finde. Finden Andere ihn anders, gut, jeder hat seine Weise: es kömmt auf den Standpunkt, auf die Augen, die Art zu sehen, Uebung und den festen unbestechbaren Willen an, jedes gerade so zu schildern, wie man es findet. *) Schminke hält nicht, und Schmeicheln oder Vertuschen macht den Gegenstand an sich nicht besser. Habe ich unrecht, so wider-

spre-

*) Es giebt wenig Menschen, die ein gescheides Gesicht machen können, wenn sie in die Sonne sehen, sagt Lichtenberg in der ersten Lieferung seiner ausführlichen Erklärung der Hogartischen Kupferstiche, S. 238. — Für Sonne gebe ich meine Nachrichten nun freilich nicht aus; wohl aber für Wahrheit, obgleich ich das Sprüchwort kenne, nach welchem es heißt: Wer die Wahrheit sagt, kann nicht herbergen.

sprechе, wer da will und kann: unsere Sache liegt der ganzen Welt vor Augen. Aber der Erfolg, die Wirkungen weit und breit sind auf meiner Seite: warum nicht auch die Ursachen und Gründe, wie ich sie angebe? Ein Deus ex machina, oder Hexen, Geister und Teufelslist wirken und entscheiden im Kriege nichts, wenn schon in der Sprache einiger hyperphysischen Schwächlinge vieles.

Und was ist der Erfolg vom Vertuschen? Verkennung seines wahren Zustandes, seiner Kräfte, wiederhohlte vergebliche Anstrengung und endlich — Erschöpfung. Aber auch der Schwindsüchtige schmeichelt sich zuviel, verkennt sich und rechnet auf seine Besserung um somehr, je näher er dem Tode entgegen rückt. Schon mit geschwollnen Füßen im Winter, rechnet er auf Ge-

nesung im Frühjahr. -- Die Anwendung mache jeder nach Belieben weiter.

Patrioten, Menschen- und Regenten-Freunde sind die wahrlich nicht, die unsere Krankheit entweder selbst verkennen, oder bey Andern -- aus Wohlstand -- verkannt wissen wollen. Dadurch versäumen wir die angemeßne Diät, leben und hausen in den Tag hinein, und machen am Ende Bankerot, mit Ehre, Vermögen und Gesundheit. Irre ich, so soll keinem dieser Irrthum lieber seyn, als gerade mir: denn keinem kann das Wohl meines Vaterlands, meines Königs und aller übrigen Völker und Regenten wärmer am Herzen liegen, als wieder mir. Dieß sey mein Prologus galeatus sowohl für hier, als für das Vorhergehende und die Folge.

Dreißigster Brief.

In den Gegenden bey Frankfurt marschirten immer kaiserliche Soldaten, welche nach den Niederlanden bestimmt waren. Auch kamen mehrere preußische Regimenter allmälig bey uns an, wie ich weiter unten berichten werde. Unter diesen war auch die königliche Garde aus Potsdam. Sie erhielt ihr Quartier in Frankfurt, und es mußten — so sauer man auch dazu sah — die schon einquartirten Völker Platz machen. Ueberhaupt hat die Garde in Rücksicht auf Quartier vor allen andern Regimentern viele Vorzüge.

Der König war, wie oben erwähnt ist, im sogenannten rothen Hause logirt. Wer die

die Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen gelesen und da oder im siebenjährigen Kriege den Bestand seiner Hauptquartiere bemerkt hat, und dann das Hauptquartier unsers jetzigen Königs irgendwo sah, wird einen merklichen Unterschied zwischen beyden gefunden haben. Friedrich der Zweyte führte im Felde einen sehr beschränkten Hofstaat: Seine Küche wurde oft mit allem Küchengeräthe von Einem Pferde gezogen: Seine Wäsche füllte nur Einen Koffer, und seine ganze Feldequipage ließ sich in Einen Mantelsack stopfen. So war Friedrich im siebenjährigen Kriege! Aber je weniger Equipage er mit sich herumführte, desto mehr eroberte er bey Roßbach und anderwärts. Die Feldequipage unsers jezigen Königs hat der Frankfurter Zeitungsschreiber ausführlich beschrieben. Sie war königlich.

Der Herr Wirth im Rothen-Hause hat sich, wie alle Wirthe in und um Frankfurt während unserm dortigen Aufenthalt recht gut befunden. Für solche Herren ist der Krieg eine ganz erwünschte Sache. Die Herren Schauspieler hatten ebenfalls sehr starken Verdienst: nicht minder die — Nymphen. Diese, die sonst nicht öffentlich, wie man mir sagte, in Frankfurt geduldet werden, konnten seit unserer Ankunft frey und frank ihre Reize benutzen lassen und verkaufen, monarchisch oder republikanisch — an einen allein oder an jeden, der Lust und Geld hatte. Es gab daher Nymphen von allerhand Art, vornehme und geringe.

Unter diesen leztern waren sehr viele Ausländerinnen, besonders aus dem Darmstädtischen, wo das schöne Geschlecht außerordentlich freygebig seyn soll. Im ganzen genom-

nommen habe ich das Frauenzimmer am Rhein, troz einer gewissen erkünstelten Sprödigkeit, die man an einigen bemerkt, doch in hohem Grade verliebt, zur Ausschweifung geneigt und sehr verführbar gefunden. Das mag, besonders in den Weingegenden, der Wein bewirken, dem auch die Mädchen gar sehr ergeben sind. Wie wüste die Herren Neufranken, Preußen und Andere diese wie jene Schwäche benuzt haben, werde ich zu seiner Zeit auch noch melden: ich habe mich sehr genau danach erkundiget. Dergleichen bestimmt den Grad der öffentlichen Achtung für gute Lebensart und Sitten.

Seit unserm ersten Ausmarsch von Koblenz hatten wir wenig venerisch Inficirte mehr: auf dem ganzen Zuge nach Frankreich und wieder zurück war beynahe alle Gelegenheit abgeschnitten, sich eine Krank-

heit von der Art zuzuziehen. Und wenn ja unsre großen Herren, und nach deren Beyspiel auch die kleinen, in Verdün oder sonstwo gefällige Frauenzimmer ergatterten, so waren diese rein, und die Herren Weichlinge blieben ohne ein zerstöhrendes Zeugniß ihrer Schwäche. Aber in Frankfurt, wo sich so allerhand korruptes Weiberzeug wieder miteinfand, rissen auch leider die fatalen Liebeskrankheiten wieder ein, und zerstöhrten die Gesundheit vieler Krieger.

Für die Herren Offiziere und andere, welche Geld hatten, waren die Plaisirs in Frankfurt sehr willkommen. Der Zufluß dahin, auch von den Dörfern, war lebhaft, doch zugleich kostspielig. Wer z. B. einen Ball besuchen wollte, mußte wenigstens einige Louisd'ors zu viel haben. Von den elenden Tänzen, welche Bälle hießen und in

Höchst, Rödelheim und anderwärts vorfielen, will ich nichts erwähnen. Die Göttinnen auf solchen Bällen hatten von dem griechischen Schönheits-Kostüme auch nicht einen Zug, außer einer einzigen zu Höchst im Schwan.

Was man indeß auf den Dörfern nicht fand, fand man zu Frankfurt -- wie unsre Süßlinge so meynten -- bis zum Entzükken. Da gab es Gesichter, welche wirklich einem Raphael zum schönen Gesichtsmuster hätten sitzen können. Aber diese Dingerchen kosteten ungeheures Geld, und waren darum nicht für die sogenannten armen Teufel.

Die Herren Frankfurter befanden sich bey all diesem Trubel recht wohl, und behandelten uns dennoch ziemlich merkantilisch.

Ihr Verdienst an uns läßt sich berechnen, wenn man weiß, daß alles, was wir in und um Frankfurt brauchten, größtentheils von daher geschafft wurde. Anfänglich waren die Lebensmittel und Waaren in leidlichem Preise, plötzlich aber schlugen sie beynahe um die Hälfte auf.

Wenn der dortige Magistrat so gut gegen uns gesinnt war, wie er das Ansehn haben wollte, so hätte er nach dem goldnen Sprüchlein: „Leben und Leben-lassen", wie in Friedenszeiten, auch damals, eine Waaren-Taxe zu unserm Beßten verordnen müssen: denn für einen Magistrat, zumal einen Frankfurter, ist es doch zu niedrig, mit gewinnsüchtigen Marketendern zu denken: Es [illegible]: plündre, wer da kann! Was *Cüstine* über die Stadt Frankfurt an den National-Convent zu Paris be-

berichtet hatte, sollte, wie man es deutete, den Convent und die Nation anfeuren, eine Armee über Oppenheim nach Frankfurt rücken, und diese Stadt in einen Schutthaufen verwandeln zu lassen. Um dieß Unglück von sich abzuwenden, ließ der Magistrat eine Apologie deutsch und französisch abdrucken und sie öffentlich anschlagen.

Das Blatt schien einigen Hohen von unsern Leuten zu sehr sich herabzulassen und eine wahre Supplik um Schonung an den Convent zu enthalten, und dieß an einem Orte, wo unser König sein Hauptquartier hatte. Man machte also den Frankfurtern über das Unschickliche dieser Vertheidigungsart Vorwürfe, und fragte: ob sie nicht dächten, daß die Preußen und Hessen sie hinlänglich wider alle Rache der Neufranken schützen könnten?

Man mußte aber nicht bedenken, daß, wenn eine neue Pariser Armee über Oppenheim vorrückte, und Cüstine aus Mainz und Cassel ausfiel, wir nicht nur unsere Posten gegen Mainz nnd das Gebirge zu aufgeben, sondern auch entweder die Flucht ergreifen oder ein Opfer des doppelten Feuers der Neufranken werden, oder uns ganz und gar ergeben mußten.

Ohne sich indeß hierauf einzulassen, gaben die Frankfurter zu ihrer Entschuldigung vor: daß sie für das Leben ihrer Mitbürger, die sie als Deputirte wegen der Contribution nach Paris geschickt hätten, besorgt gewesen wären, und nun, um deren Freyheit und Leben vor der Rachsucht der Pariser zu schützen, geglaubt hätten, den rechten Weg einzuschlagen, wenn sie die erwähnte Vertheidigunsschrift öffentlich herausgäben.

Diese Fürsorge war sehr zu loben, aber wohl nicht sehr nöthig. Cüstine hatte ja in eben dem Berichte die Deputirten ihrer Stadt der Menschenliebe des Convents und der Nation empfohlen und hinzugefügt: „Ihre Freyheit und Sicherheit würden seine süßeste Belohnung seyn.“ *)

Und wie sicher die Herren Deputirte auf die Gerechtigkeit und die Großmuth der Pariser rechneten, troz aller ungünstigen Berichte, zeigt ihr Entschluß, Paris nicht zu verlassen, obgleich einer ihrer Mitbürger schon den 2ten December mit Extrapost dahin gefah-

*) Seine eignen Worte waren: J'ose recommander à l'humanité de la C. N. et du peuple Français les Deputés de Francfort: leur liberté, leur sureté seront ma plus douce récompense.

fahren war, sie dazu zu bereden, um Cüstines und des Convents Rachsucht zuvorzukommen. *)

Diese Zuversicht hat auch den erwarteten Erfolg erreicht: denn der Convent verglich Bericht mit Gegenbericht, achtete auf Cüstines Fürbitte, und entließ endlich die Herren Deputirte in Frieden und Freyheit.

Einer dieser Herren ließ doch hernach einen Bericht über die Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten abdrucken, verschwieg aber die Hauptpunkte, die diesem unglücklichen Fürsten bey seiner Nation zur Last fielen. Ob dieß ganz ehrlich, dankbar und

*) Wozu dieß, wenn man seine Unschuld hinlänglich oder ganz und gar beweisen konnte? —

und recht war -- stehe dahin! Dieser Bericht sollte ohne Zweifel die Deutschen gegen die Neufranken unversöhnlich erbittern helfen. Aber ich weiß nicht: alle Berichte, Nachrichten und Liedchen von Ludwigs Hinrichtung machten beynahe nirgends einen tiefen, anhaltenden Eindruck, und bey den Soldaten beynahe gar keinen. Ich werde hievon bald mehr schreiben.

Die Herren Frankfurter befanden sich damals übrigens in einer nicht zu behaglichen Lage. Von Frankreich ließ sich überhaupt viel befürchten, und von uns im Grunde wenig hoffen. Unser Zurückzug aus der Champagne, nebst der erschöpften und nicht zahlreichen Mannschaft konnte zu ihrer Beruhigung eben nicht sehr dienen. Nimmt man hinzu, daß diese Stadt eine Handelsstadt ist, so läßt es sich entschuldigen, daß

vie-

viele ihrer Einwohner uns weit wegwünschten troz des großen Verdienstes, das sie an uns hatten. Sogar die Einsichtigern unter ihnen betrachteten überhaupt den Krieg mit den Neufranken als den Ruin von Deutschland. „Euer König, sagten sie, kann nach den eingegangnen geheimen Conventionen, wenn er auch will, nicht einmal Frieden mit der Neufränkischen Nation für sich abschließen: thut er das, so fällt Rußland in Schlesien zur Entschädigung des Kaisers, welcher offenbar verloren ist, wenn Preußen abtritt.“

„Indem also der Krieg fortgesezt werden muß, fuhren sie fort, so werden die Neufranken noch mehr Einfälle auf Deutschland wagen, und wo diese gelingen, das, was sie vorfinden, als Feinde verwüsten. Um dieß zu hindern, muß eine ungeheure

Macht auf die Beine gehalten werden: das erschöpft und vermehrt Kummer und Noth. Und woher am Ende Schadloshaltung? — Was der Ackerbau, das Fabrikwesen und der Handel schon jezt darunter leiden, erfahren wir täglich: mehr als Tausende der arbeitenden Klasse befinden sich außer Brodt, werden mißvergnügt und verwünschen Soldaten, Krieg und Fürsten. Wehe uns, wenn dieß Mißvergnügen nach und nach überhand nehmen und unter Frankreichs Beystand Gelegenheit finden sollte, sich selbst Erlösung zu verschaffen!" —

So sprachen die Einsichtigern in Frankfurt. Viele der minder Einsichtigen unterhielten sich mit Anmerkungen über unser Militär, Offiziere und Kleidung. Das scandalöse Ding: Le grand Roy des Ulans fand man auch, wohin man nur kam.

Man sang es in den Laden, Werkstätten und Schenken. Das la foire darin wußten sogar die Mädchen so herauszutrillern, daß einem die Ohren davon gellten.

Um dieß Unwesen auf einer andern Seite wieder gut zu machen, that der Magistrat manches, das den guten Willen der Bürger und ihre Ergebenheit gegen unsern König beweisen sollte. So gratulirten die Herren Bürger unserm Könige den 1ten Jänner des Nachts um 12 Uhr zum Neujahr auf der Straße. Auch ließen sie es am Vivatsrufen und alle dem nicht mangeln, was ihnen nichts kostete. Die guten Leute nahmen sich nach ihrer Lage!

Der Ton der dortigen Herren Zeitungsschreiber änderte sich auch, sobald wir nur da waren. So lange van Helden Frank-

furt

furt inne hatte, bekümmerten sich diese Herren wenig um die Wahrheit, und schrieben wie sie vermuthen konnten, daß es den Neufranken gefiele. Diese Ehre hatten hernach wir. Die Herren Zeitungsschreiber wissen doch recht ökonomisch zu leben, und machen klüglich den Hof denen, die zunächst über sie zu befehlen haben. Was ist also Wahrheit in den Zeitungen?

Die Lazarethe — mir schaudert allemal die Haut, wenn ich diese Elendsgruben, diese Sammelplätze alles Unflaths, und aller Menschenschinderey nennen muß; Plätze, wo der unwissende und gefühllose Feldscheer schinden und morden kann, wie er will oder wie es seine Dummheit mit sich bringt; wo es beynahe keine Aufsicht giebt, und wo es sehr oft hergeht, als wären die Kranken und Verwundeten schon aus der Zahl der

Lebendigen ausgestrichen. Wahrlich, es wäre manchmal besser, man ließe diese Elenden ganz ohne Hülfe liegen, als daß man sie in ein Lazareth bringt, wo der Tod nach vielen Kunstmartern dennoch ihr Loos wird. Doch ich habe diese Spelunken schon hinlänglich beleuchtet. *) Also die Lazarethe in Frankfurt, Usingen, Gießen, Höchst und anderwärts lagen den Winter über alle voll kranker Preußen, und täglich sah man Gestorbne in großer Anzahl begraben oder vielmehr wie das Vieh hinwerfen und einscharren.

Um sich zu überzeugen, wie unglaublich viel wir an Mannschaft verloren haben, seitdem wir aus den Garnisonen weg sind, will ich die Liste der Verstorbnen bloß von Ei-

*) Im zweyten Pack von S. 213 bis S. 236.

Einem Regimente hersetzen, das noch unter allen eben nicht die meisten verloren hat. Die Liste ist vom 1ten März 1793.

Die Grenadiers verloren

in der 1sten	Compagnie	29	Mann,
— 2ten	— —	34	—
— 3ten	— —	37	—
— 4ten	— —	31	—
	Zusammen also	131	Mann.

Das erste Bataillon verlor

in der 1ten	Compagnie	27	Mann,
— 2ten	— —	29	—
— 3ten	— —	30	—
— 4ten	— —	27	—
	Zusammen also	113	Mann.

Das

Das zweyte Bataillon verlor

in der	1ten	Compagnie	35	Mann,
—	2ten	— —	29	—
—	3ten	— —	29	—
—	4ten	— —	32	—
		Zusammen also	125	Mann.

Ueberhaupt hat also dieß einzige Regiment 369 Todte gehabt, und dieß in einer Zeit von ohngefähr zehn Monathen. Wie viele sind auch noch seit dieser Zeit gestorben! Von den Entlaufenen will ich nicht einmal etwas hinzusetzen. Rechnet man nun das eine in das andere, so kann man nicht anders, als erstaunen über die ungeheure Summe, welche bey unsrer Armee allein aus den Verstorbnen herauskommt, ohne die Entlaufenen und Invaliden.

Und von allen diesen ist — Man kann es nicht oft genug wiederholen, um gewisse Leute für die Zukunft desto exemplarischer und eindringender zu witzigen — keiner im Treffen, keiner an tödtlicher Verwundung, sondern größtentheils alle an den Folgen der elenden Witterung, des Hungers und der übrigen in Frankreich ausgestandenen Strapatzen verschieden. — O über alle die unschuldigen Opfer, welche der Leichtgläubigkeit, der Uebereilung und der versteckten, gleißenden Politik gefallen sind! Ihr hattet recht, Zeitungsschreiber, daß ihr diese unsere Saite nie laut berührtet: denn auch ein Alexander wäre — nach Lichtenbergs Meynung *) — wie jeder andere Straßenräuber vergessen, wenn es keinem Schriftstel-

*) S. 243 in der schon angeführten Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche.

steller gefallen hätte, ihm ein Testimonium über seine Käsebier-Historien zu ertheilen. Ein ärgerer Straßenräuber, als der Tod, findet sich aber nirgends, weder in Frankreich, noch in Polen.

Ein und dreißigster Brief.

Soweit der Ueberblick über uns und unsere Lage vor der Belagerung von Mainz: jezt zum Ueberblick über Mainz und die Neufranken!

Mainz hat von Natur eine sehr vortheilhafte Lage zum Handel; denn es liegt an zwey beschiffbaren Flüssen — dem Rhein und dem Main. An Handlungs-Materia-

lien

lien fehlt es dieser Stadt auch nicht, wegen der herumliegenden fruchtbaren Gegend: und doch ist der Mainzer Handel noch immer sehr unbeträchtlich. Frankfurt hat die Vortheile der Natur weit weniger, und übertrifft dennoch Mainz an Betriebsamkeit und Wohlstand.

Um dieß zu begreifen, muß man wissen, daß in Mainz zu allen Zeiten Pfafferey, Jesuiterey und Intoleranz zu Hause waren. Die Protestanten wurden gedrückt und verfolgt, man versagte ihnen eine freye Religionsübung, und litt in dieser erzorthodoxen Stadt nicht einmal protestantische Handwerksbursche. Der Adel und das Domkapitel sahen ihren Vortheil bey dieser Hildebranderey und unterstüzten sie aus allen Kräften.

Der

Der menschenfreundliche und aufgeklärtt Erzbischof, Emerich Joseph von Breitenbach, war der erste, der diesem Unwesen begegnen wollte. Er sorgte für die Verbesserung der Schulen, und berief einsichtige Gelehrte an seine Universität. Man kennt noch die braven Männer, Molitor und Isenbiehl, und erinnert sich des Schicksals beyder, besonders des letztern. Ich weiß nicht, ob die recht haben, welche den jähen Tod des redlichen Emerichs der Jesuiten-Kabale zuschreiben: soviel ist gewiß, daß sie auf allerhand Art bemüht war, ihn der Volksklasse verhaßt zu machen. Der Kurfürst liebte, wie bekannt ist, den Rheingauer Wein: und dieß gab Stoff zu sehr schimpflichen Anekdoten.

Nach Emerichs Tode ging alles wieder im alten Gleise: man sprach zwar noch

von

von Verbesserungen, ließ es aber bey Veränderungen, die nicht allemal gute Folgen hatten. Das Commerz, die Hauptsache, blieb nach wie vor.

Der Hofstaat des jetzigen Kurfürsten kostete sehr viel: viel Geld verging zu den Pensionen, welche dieser Herr reichlich austheilt. Dieß zog Vermehrung der Auflagen nach sich. Die Mainzer murrten darüber, sie beklagten sich aber vergebens.

Der Mainzer Adel ist sehr zahlreich. Er besizt viele Güter, ist aber selten reich. Obendrein sind die meisten Familien stark verschuldet. Dieser Adel hängt, wie jeder Stiftsadel, durch Verwandtschaft, Wahl-Hoffnung und anderes gleichartiges Interesse zusammen: Wer einen beleidiget, hat gleich alle wider sich. Aus dem Adel werden

den die Domherren gewählt; und diese haben, wie man weiß, den größten Einfluß auf die Regierung und das Commerz.

Auf diese Art war es jedem Mainzer-Edelmann leicht, zu necken, wen und wie er wollte. Klagte jemand, so wusch die eine Hand die andere: und der Bürgerliche hatte Unrecht. Die Adlichen, welche Geld brauchten, borgten bey den begüterten Bürgern und zahlten schlecht. Die Handwerksleute hatten immer Arbeit für den Adel; aber bezahlt wurden sie selten. Das sind Thatsachen, welche in und um Mainz jedermann bekannt sind. Was ist aber ein Haufen privilegirter Müßiggänger im Staate, welche immer auf Unkosten Anderer schwelgen, und dem fleißigen Bürger den Ertrag seines Fleißes vorenthalten, anders, als wahre Schwächung des Staates selbst?

Unter diesen Umständen waren den Mainzern die neufränkischen Ideen recht, vorzüglich die über die Abschaffung des Adels. Also auch hier lag der Grund von der erfolgten Umkehrung der Dinge ursprünglich an den Großen. *) Die Mainzer Bürger spra-

*) Viele der Großen glauben dieß nicht und wähnen, es liege an den Kleinen. Sie treffen daher Vorkehrungen, die das Uebel nur ärger machen und eine wahre Satyre auf ihren Kopf sind. Sie werden dadurch lächerlich und verächtlich: und was gilt dann ihr Ansehn? Um ihre Regierung zu unterstützen, wählen sie Mittel, die dieselbe gerade untergraben. Es ist doch immer fatal, wenn die Vorsteher der Völker ihre Kurzsichtigkeit durch widersinnige Verfügungen öffentlich documentiren und es thatsächlich wahr machen, daß sie dem eigentlichen Zweck jeder Menschenregierung schnurstracks entgegen-

sprachen daher öffentlich für die Neuerung in Frankreich, und wurden erbittert über die Begünstigung der Emigrirten in ihrem Bezirk. Um dieß zu unterdrücken, zog man einige

genrennen. — Ein Dalberg sind freilich von den Großen wenige, aber eben darum sollten sie das um so mehr benutzen, was sie seiner Einsicht, Wahl und Patriotismus zu danken haben, ich meyne die Vorschläge in der Schrift: Ueber die Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und andern Staaten. (Erfurt bey Keyser, 1794.) Hier findet man eine reichhaltige Staats-Apotheke, die gewiß die angemessensten Rezepte enthält, um die grassirenden Regierungskrankheiten mit Erfolg zu heilen. Hienach praktisirt ihr politischen Pfuscher und Quacksalber, und ihr sollt sehen, es wird besser werden! —

einige Lautsprecher zur Verantwortung. Dieß erbitterte noch mehr.

Was die hohe Drohsprache der Manifeste noch zurückhielt, brach endlich aus, als alle Zeitungen und Briefe den verfehlten Erfolg derselben bestätigten. Dieß hielten die Mainzer für den Zeitpunkt, auch sich von der Tyranney des Adels loszureißen. Selbst einige Edelleute, vielleicht Feinde der höhern Regierung, sollen unter der Hand mit den Bürgern einstimmig gewesen seyn. Geheime Unterhandlungen mit den Neufranken auf der Grenze ließen sich auch pflegen: und so ist das Räthsel gelöset, warum Cüstine bloß unter einem Scheinwiderstand die Festung Mainz bezog und dort als Befreyer verehrt wurde, wie ehedem Saladin in Palästina.

Nun änderte sich in Mainz alles. Der Kurfürst, die Regierung und der Adel waren entwichen. Hiedurch entstand eine Art von Anarchie. Cüstine, ein Mann von einnehmender männlicher Beredsamkeit, überzeugte die Mainzer bald von der Vortrefflichkeit des Regierungssystems der Neufranken, und man machte Anstalten, dieß auch für Mainz und dessen Bezirk einzuführen. Was Nepos von Miltiades sagt, galt auch hier von Cüstine: erat inter illos auctoritate regia, quamvis carebat nomine — er hatte königliches Ansehn, wenn gleich nicht den Namen.

Um die Gemüther entweder vorzubereiten oder noch mehr zu fesseln, ließ Cüstine allerhand kleine Schriften unter das Volk austheilen, deren einige nicht wenig wirkten, z. B. der Bürgerfreund. Die

säße der Freyheit und Gleichheit waren hier auf eine Art erklärt, daß selbst unbefangene, denkende Männer stuzten, und das neufränkische System für Mainz begünstigten.

Nach diesem System sollte Mainz als der Mittelpunkt oder die Mutter der deutschen rheinischen Freyheit betrachtet werden, oder beydes vielmehr seyn. Es wurde daher hier ein großer Volksrath errichtet, bey dem sich alle andere Municipalitäten oder kleinere Einrichtungen in Städten und Dörfern Raths erholen könnten. Daß alles dieß sehr durchdacht war, liegt am Tage.

Alle Städte und Dörfer am Rhein waren auf diese Art mit dem Mainzer Klub verbunden. Dadurch wurde nicht nur die Einheit dieses Systems erhalten, sondern die Neufranken, welche Mainz inne hatten,

und also den Mainzer Klub dirigirten, behielten immer den stärksten Einfluß auf alle Ländereyen und deren Einrichtung und Regierung zwischen dem Rhein und der Mosel.

Um die Einwohner der dortigen Gegenden noch mehr für dieß System zu gewinnen, versprach Cüstine im Namen des National-Convents zu Paris: nicht eher Frieden mit Oestreich und Preußen einzugehen, bis beyde Mächte Mainz und die davon abhängenden Städte und Dörfer als eine unabhängige freye Provinz anerkannt und erklärt hätten.

Auch reisete er in der Rheingegend herum, und als er bey der Erforschung der Gemüther fand, daß der größte Theil der Rheinländer für die neue Einrichtung der Dinge gestimmt war, machte er Anstalt,

in jeder Stadt, wie in jedem Dorfe eine Municipalität zu errichten. Es kamen Commissarien von Mainz, in deren Hände die Leute schwören mußten. Die Formel des Eides hieß: „Ich schwöre, den Grundsätzen der Freyheit und Gleichheit treu zu seyn.„

Das war zwar alles, allein es begriff gar viel. Es enthielt im Sinn der Neufranken Befreyung von aller willkührlichen Regentschaft nach Geburtsrecht u. dgl. Wer also den Schwur ablegte, versprach eben durch ihn, seine bisherige Obrigkeit, Fürsten, Grafen, Bischof, Edelmann und deren Räthe und Verordnungen nicht mehr zu achten, nicht mehr Abgaben an sie zu entrichten, ihnen nicht mehr zu frohnen und was der Verbindlichkeit dieser Art mehr ist. Gleichheit -- gab jedem gleiches Recht, gleichen Anspruch an den Lasten und Vorthei-

theilen der Gesellschaft, hob also Geburtsrecht, Adel, Familien-Privilegien u. s. w. auf.

Dieß Schwören ging vorzüglich im Jänner 1793 vor sich, fand aber beynahe überall sehr heftigen und anhaltenden Widerspruch — nicht aus Abneigung vor Freyheit und Gleichheit, auch nicht aus Scheu vor dem Eide, sondern aus Mißtrauen auf C ů s t i n e s Wort und die Consistenz dieser Dinge. Die Preußen und Hessen waren im Begriff, dieß Wesen zu hemmen, es mochte kosten was es wollte: gelang dieß über kurz oder lang, so stand Mancher auf dem Sprung. Also die Furcht vor einem Todessprung oder etwas dem ähnelnden hielt von dem Schwören ab, und lehrte widersetzen.

In Mainz widersezte sich vorzüglich die Kaufmannschaft und die Geistlichkeit: beyde hatten dereinst das meiste zu verlieren. Aber was halfs? Ein großer Theil der Bürger schwor dennoch, und die Wahl der Municipalbeamten ging vor sich. Die Bestandtheile des Mainzer-Clubs waren Georg Forster, die beyden Professoren Hoffmann und Metternich, der Vicar Rompel, Kaufmann Caracciola, Herr Latze, Meuth, Prof. Böhmer, Hr. Stamm und noch eine große Menge anderer.

Denen, welche widersprachen, wurde eine gewisse Zeit zur Ueberlegung eingeräumt: widersprachen sie noch nach deren Verlauf, so mußten sie auswandern, und dieß mehr auf Betrieb der Mainzer Clubisten, als der Neufranken. Die Clubisten quälten die

Leute bis aufs Blut, schalten sie Pfaffenknechte, Sklaven, aristokratische Hunde, Vaterlandsverräther u. dgl. Dieß war im höchsten Grade unmenschlich! Es hieß die Freyheit auf Kosten der Freyheit tyrannisiren. Sie zogen sogar die Güter der Ausgewanderten ein, mißhandelten deren Weiber und Kinder, bis endlich die Neufranken selbst Einhalt thaten. Daher die Wuth der ausgewanderten Mainzer gegen die Clubisten nach der Uebergabe ihrer Stadt.

Auf den Dörfern, wo sie als Commissarien den Eid aufnahmen, machten diese Herren es nicht besser. Ueberall Zwang, Mißhandlung und Plünderung. Die Mainzer Clubisten waren also diejenigen, welche durch ihr tyrannisches Betragen das Gefühl der Menschen empörten, und der Verbreitung des neufränkischen Systems in den

angränzenden Gegenden mehr schadeten, als das System und die Neufranken selbst.

Zwey und dreißigster Brief.

Hofrath Ruehl, welcher ehedem dem Fürsten von Leiningen-Hartenburg oder Dachsburg lange gedient hatte, begab sich, des Privatlebens müde, von Straßburg nach Paris, nahm Antheil an den öffentlichen Geschäften der Nation und rächte sich hier an dem Herzog von Zweybrücken auf eine höchst grausame Art.

Dieser Mann, dessen Charakter man zum Theil aus dem dritten Bande der Bahrdtischen Biographie kennen wird, ist

ist ein Mann von vielen Kenntnissen, von ausgesuchter Belesenheit und von unglaublichem Fleiße. Dabey besizt er einen Ehrgeiz, dem er alles, ja sich selbst aufopfert. Daher ist er unversöhnlich nach der geringsten Beleidigung, und würde, wie Butler, der Verfasser des Hudibras, von sich selbst sagt, noch am jüngsten Tage mit all seiner Rachsucht auferstehen.

Und dieser Ruehl war — ich erfuhr nie recht, wie — vom Herzog zu Zweybrücken gekränkt worden. Um sich zu rächen, brachte er es durch wiederhohlte Anklagen bey dem National-Convent dahin, daß einige neufränkische Truppen in der Rheingegend Befehl erhielten, den Herzog und seine Familie aufzuheben, und dessen Schloß auf dem Karlsberg zu zerstöhren.

Die

Die Truppen gehorchten, ehe sie aber die Wohnung des Herzogs erreichten, entschlüpfte dieser, noch zu rechter Zeit gewarnt, des Nachts mit seiner Familie nach Rohrbach ohnweit Heidelberg. Dieß kränkte den abgeschickten Haufen, und aufgebracht über seine verfehlte Absicht, zerstöhrte er das Schloß, und behandelte nachher die Zweybrücker, wider die bisherige Gewohnheit der Neufranken, beynahe ohne Unterschied hart und feindlich. Hierüber stuzten alle Nachbarn, und verwünschten Cüstine mit seinem System nach dem Brocken.

Diese Abneigung gewann an Stärke und Verbreitung durch die Warnungen der Bigoten und Prediger, denen die kirchliche Irreligiösität der meisten Neufranken reichhaltigen Stoff dazu darboth. Sonderbar

war

war es, daß eben diese Irreligiosität von intoleranten Protestanten und Katholiken benuzt wurde, den Religions-Haß gegenseitig mehr anzufachen. Die Neufranken, hieß es bey diesen in Kirchen und Häusern, sind gekommen, den Protestantismus uns mit Gewalt aufzudringen; und bey jenen — den Katholicismus. Dieß öffnete die Rüstkammer der polemischen Armatur und verbitterte von neuem den ohnehin schon längst gegenseitig argwöhnischen gemeinen Haufen gegeneinander, noch mehr aber gegen die Neufranken.

Daß dieses der Fortpflanzung des Freyheits- und Gleichheits-Systems schadete, liegt in der Sache. Die Lebensart der meisten von diesen freyen und gleichen Herren trug ebenfalls viel dazu bey. Ich habe im ersten Pack dieser Briefe die Sitten ihrer

Emigrirten getadelt, kann aber auch die der meisten Patrioten hier nicht loben: dazu waren sie zu unmäßig im Genuß des Weins und der sinnlichen Liebe. Selbst ihr Heerführer war, wie man ihn allgemein beschuldigte, ein ungenügsamer Freund vom stärksten Rheinwein und schleppte sich in Mainz mit der Frau eines angesehnen Mannes als seiner erklärten Mätresse.

Wie der Herr General es trieb, so trieben es die meisten seiner Untergebnen. Das Frauenzimmer in den Rheingegenden kennen wir zwar als eben nicht sehr spröde, besonders in den vornehmern Cirkeln: allein an die rohe Lebensart der meisten neufränkischen Extravaganten stießen sich beynahe alle: Und auch hiedurch gerieth selbst das, weswegen sie da waren, in Verachtung.

Fer-

Ferner zeigten sie überall eine herabsezende Art von Superiorität, und spöttelten über die Sitten und die Sprache der Deutschen: Und dieß darf man nur thun, um sich bey einem Volke verhaßt zu machen.

Endlich hatte das alte Frankreich, vorzüglich zu Ende des vorigen Jahrhunderts, den Rheinländern zu arg mitgespielt, als daß der angeerbte Haß den neuen Gästen hier und da nicht hätte hinderlich fallen sollen.

Was aber die allgemeine Annahme des Cüstineschen Systems mit der Zeit am kräftigsten zurückhielt, war die Annäherung der deutschen Kriegsvölker. Die Neufranken waren von Frankfurt zurückgedrängt und bey Hochheim überrumpelt worden: und hieraus folgerte man das Aehnliche für sie

in

in Mainz, Speier und anderwärts. Jeder konsequente Kopf hielt also seit dieser Zeit an sich; und so sehr auch Tausende dem neufränkischen System gewogen waren, so gefährlich hielten sie es doch jezt, sich für dasselbe zu erklären, oder ihm ferner thätig anzuhängen.

Der gemeinsamen Wirkung aller dieser Umstände hat Deutschland es demnach zu danken, daß ihm eine seiner schönsten Provinzen bis jezt noch nicht abgefallen oder entrissen ist. Hätten aber die Neufranken und Mainzer Clubisten die Rheinländer anfänglich glimpflicher, schonender und konsequenter behandelt, und wären sie selbst Muster des ächten Freyheits- und Gleichheits-Systems gewesen: ohne Zweifel wären die Rheinländer troz aller einzelnen Hindernisse ihnen endlich nach

und nach alle beygetreten. Hätten sie nun obendrein National-Truppen gebildet, oder wären sie von Frankreich aus thätiger unterstüzt worden: was hätten die Deutschen Kriegsvölker gegen sie vermocht?

Daß meine Aeußerung mehr sey, als bloße Vermuthung, versicherten mich die ansehnlichsten Männer am Rhein und in der Pfalz, und Männer, die an der neufränkischen Proselyterey gar keinen Antheil genommen hatten. Ich forschte den Gründen ihrer Versicherung nach und fand sie wahr. Die deutschen Unterthanen am Rhein haben schon sehr lange, oft und laut über die Bedrückungen und Lasten geklagt, womit sie von ihren Obrigkeiten belegt wurden. Man denke an die vielen Processe, welche diese Leute seit einem Jahrhundert mit ihren Herrschaften geführt haben! Beynahe

alle Städte und Dörfer haben ihre Herren zu Wetzlar verklagt; und in Wetzlar wird nach dem verstockten Gang der dasigen Justiz wenig ausgemacht. -- Die Religionsbeschwerden nehmen kein Ende, so traurig es auch ist, sich in unsern Zeiten noch wegen Buchstaben und Priestergrillen zu verfolgen.

Die Protestanten machen zwar den beträchtlichsten Theil der Einwohner hier zu Lande aus; allein die Obrigkeit ist katholisch, und so werden die armen Ketzer aufs unverantwortlichste geneckt und gedrückt. Man sehe nur die Nova acta Historiae ecclesiasticae durch, und man wird erstaunen. Das Corpus Evangelicorum ist wie für nichts: die Heiligkeit der Verträge beugt sich vor der herrschenden Parthey, und so gehts auf sich Hildebrandisch auch hier.

In der Pfalz übersteigt diese päpstelnde Religionsmaschinerei allen Glauben: im Bistum Worms und Mainz nicht minder: ebenfalls in der Ritterschaft, im Gräflichen hin und wieder: kurz, die dortigen Unterthanen haben die gerechteste Ursache, sich eine andere Regierungs-Verfassung und Verwaltung zu wünschen.

Warum sie dieselbe jezt nicht ergriffen, wissen wir aus dem vorigen. Wäre es geschehen, so ward die dortige Gegend ein neues Departement von Frankreich: das Interesse von da und hier verschwisterte sich gegenseitig: Mainz ward, wie ehedem Rom, die Gentium Dea am Rhein: die neufränkische Demokratie im Großen war die Ernährerin einer deutschen Demokratie im Kleinen; und, ohne die Neufranken hier zu besiegen, war es nicht möglich, die fernern

Folgen der Revolution von Deutschlands Gränzen wegzubannen.

Leicht war dieß schon ohnehin nicht. Außer Mainz besaßen die Neufranken noch mehr Städte herauf; bey Trier standen sie zahlreich; so auch am Moselstrohm. Hiedurch konnten sie die Communikation der Oestreicher und Preußen hemmen. Die Päße nach Speier waren mit Schanzen gedeckt: Mainz hatte die Zufuhr nach der Pfalz nach dem Elsaß und nach allen jenseits dem Rhein gelegenen Ländern offen: an Fortdrängen oder Aushungern war also sobald nicht zu denken, noch weniger an Ueberrumpeln oder sich Ergeben durch Verrätherey.

Cüstine konnte auf die Tapferkeit und Treue seiner Truppen rechnen. Er besolde-

te

te seine Leute gut und ordentlich: jeder erhielt täglich 15 Kreuzer, also 9 Kreuzer mehr als der Preuße. Dabey bekamen sie Fleisch und andern Proviant sehr regelmäßig. Noch kurz vor Mainzens Belagerung hatte er alle Mondirungsstücke seiner Armee verbessern und neue an die Stelle der zerrißnen und unbrauchbaren schaffen lassen. Nun noch die Erbitterung über die Manifeste! — —

Doch ich würde zuweit gerathen, wenn ich mich hier über alles Einzelne verbreiten wollte, was es erschwerte, die Neufranken aus ihren gefaßten Posten zu verdrängen und dadurch die Folgen und die fernere Ansteckung ihrer Revolution in Deutschland zu verhüten. Ueberhaupt muß ich manche Begebenheiten, Aktenstücke, Winke u. dgl. bis zur Herausgabe der versprochnen Lau-

nen, Bemerkungen und Gespräche — liegen lassen, und vor der Hand jeden auf diese verweisen, dem meine Darstellung hier und da nicht Licht oder Haltung genug zu haben scheint. Ich habe jezt bloß das aufgestellt, was zur Einsicht und Beurtheilung so mancher sonderbaren Begebenheit durchaus dient und ohne welches vieles in der Folge unbegreifbar bleiben würde.

Drey und dreißigster Brief.

So war also die Lage der Dinge bey uns und den Neufranken am Rhein den Winter hindurch 1792 — 1793. Jezt muß ich das erzählen, was zwischen uns und ihnen bis zu unserm Aufbruch im Frühling vorfiel.

Das erste, was der Herzog von Braunschweig unternehmen ließ -- sagte ich oben -- war, gute Schanzen und Blockhäuser in der Gegend von Cassel zu errichten. Dieß war nothwendig, den Feind auf den ersten Fall abzuhalten.

Von Hochheim standen wir anfangs bis auf eine Stunde, und dieß wieder aus Furcht vor einem Ueberfall der Neufranken. Diese waren freilich in Hochheim nicht einquartirt, sondern schickten nur starke Piquets dahin; indessen wäre es doch unvorsichtig gewesen, ohne nähere Erkundigung des Terrains näher an den Feind vorzurücken. Auch konnte man den Einwohnern in Hochheim nicht ganz trauen.

Endlich erfuhren wir durch Spione, daß die Neufranken ihre Piquets täglich verstärk-

stärkten, und Anstalt träfen, auch bey Hochheim Schanzen aufzuwerfen. Es war also hohe Zeit, ihnen zuvorzukommen und sie von da zu verdrängen. Dieß geschah, wie wir wissen, früh Morgens den 6ten Jänner. Uns kostete dieser Angriff 3 Todte und 7 Verwundete. Der Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten war gleichfalls sehr unbeträchtlich, desto mehr aber büßte er ein an Gefangnen. Die guten Leute sahen sich überrumpelt, und gleich nach dem érsten Abfeuern unsrer Kanonen verkrochen sie sich vor panischem Schrecken hie und dahin, besonders in die Kirche, woraus man sie denn führte, wie Rekruten aus einem Ordonanzhaus.

Hochheim war für uns wirklich ein Platz von großer Wichtigkeit: von da aus konnten wir den Feind genau beobachten,

konnten jeden Ueberfall durch gute Beobachtung verhindern; und der Feind war nicht weiter im Stande, das Geringste von unsern Anstalten zu bemerken. Außerdem konnte jezt alle Communication der Bauren und anderer Leute mit der Besatzung in Cassel und Mainz verhütet werden, folglich auch Auskundschaftung und Verrätherey. Es wurde daher Hochheim nicht nur besezt, sondern man errichtete hier obendrein Blockhäuser und warf Schanzen auf, um jeden Ausfall aus Cassel zu vereiteln.

Der Dienst unsrer Leute wurde hiedurch freilich erschwert: denn da sie immer nach Hochheim und in die herumliegenden Blockhäuser Commandos geben mußten, so blieb ihnen nicht viel Zeit zum Ausruhen übrig.

Die wenigen Ausfälle, welche die Neufranken auf der Seite bey Hochheim wag-

ten, wurden jedesmal zurückgetrieben; aber desto eifriger beschäftigten sie sich mit der Beschießung des Schlosses Bibrich und einer nicht weit davon entfernten Mühle. In Bibrich nämlich hatten unsre Leute ein Piket, welches die Neufranken wissen mochten. Sie schossen also von einer Rhein-Insel, wo sie Blockhäuser angelegt hatten, sehr stark auf dieses schöne Schloß und andere daran stoßende Gebäude, wie auch nach einer Mühle in der Nähe, waren aber niemals geschickt oder glücklich genug, einen Brand anzuzünden.

Der Prinz von Hohenlohe, welcher in Wallau, ohnweit Bibrich sein Hauptquartier hatte, antwortete den Neufranken oft mit Kanonen, hatte aber auch wegen ihrer guten und festen Verschanzungen das Glück nicht, ihnen eine Beschädigung zuzufügen.

Die

Die Vorposten und Vedetten benahmen sich oft feindlich gegeneinander, besonders wenn braune Husaren dabey waren; oft aber behandelten sie sich wie Brüder: sprachen und gingen vertraut miteinander um, tranken ihren Schnapps gemeinschaftlich und rauchten in guter Ruhe ihr Pfeifchen beysammen. Dieses wurde zwar von Zeit zu Zeit scharf verboten, es unterblieb aber nicht, weil man es nicht jedesmal bemerken konnte, und es für rathsamer hielt, etwas nicht zu bestrafen, das eben darum weit ärgere Folgen hätte haben können. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß die Neufranken sich gern mit unsern Leuten einließen, wovon man weiterhin Beyspiele finden wird; aber von den Oestreichern und Hessen wollten sie nichts wissen. „Preuß, sagten sie, ist toujours brav Mann; abber Kaiserlik und Hextauk sick nix.“

Jenseits des Mains befanden sich anfänglich von unsrer Seite keine Völker: denn man vermuthete nicht, daß die Neufranken dahin kommen würden. Allein nachdem man merkte, daß sie sich des Rheins bedienten, um allerhand Geräthe und Lebensmittel aus ihrem Magazin zu Worms nach Mainz hinzuschaffen, so erhielten die Darmstädter den Auftrag, den Rheinfluß zu beobachten, und hatten das Glück, einige feindliche Schiffe mit Schuhen, Leder u. dgl. zu erwischen.

Dieß brachte die Neufranken auf, und um sich zu rächen und den Darmstädtern wieder Abbruch zu thun, beschossen sie Ginsheim, ein Dorf am Rhein, und würden dasselbe vielleicht ganz zerstöhrt haben, wenn nicht zur rechten Zeit die Darmstädter und besonders unsre Truppen, herbeygeeilt und

sie

sie an ihrem Vorhaben gehindert hätten. Die Rhein-Inseln blieben indeß noch immer in ihrer Gewalt, und sie sezten von da aus ihr Kanoniren zwar fort, schadeten uns aber wenig.

Bey Manheim hatten die Neufranken schon im vorherigen Herbst fürchterliche Schanzen aufgeworfen, allein ohne alles weitere, um über diesen wichtigen Ort Herr zu werden. Die Möglichkeit dazu läßt sich wohl nicht bestreiten, und ich sehe nicht ein, warum sie dieselbe nicht benuzten. Genug, die Schanzen blieben leer: bis die Pfälzer es für gut fanden, sie abzuführen.

Die Neutralität des Kurfürsten von der Pfalz konnte sie gewiß nicht abhalten, Manheim zu besetzen: denn ein Fürst mag immer neutral seyn, so kann doch dieß, nach dem

Herkommen unsers Kriegsrechts, die zuerst-kommende kriegende Parthey nicht abhalten, in seinem Lande alles zu benutzen, was er zum Nachtheil des Feindes benutzen kann, folglich auch nicht, die festen Oerter, Päße u. dgl. in seinem Gebiete zu besetzen, alle Zufuhr zum Feinde zu hindern und die Einwohner zum Schanzenmachen und andern Kriegsarbeiten zu zwingen. So wenigstens hält es die ältere und neuere Praxis des Kriegsrechts.

Die Neufranken hatten auch in der That bewiesen, daß sie diese Praxis zu benutzen wußten: denn sie hatten Creuznach, Stromberg, Oppenheim und andere Oerter in der Pfalz besezt, alle Uebergänge über den Rhein gesperrt und die Pfälzer gezwungen, für sie zu schanzen u. s. w. Warum sie also nicht auch Manheim in Besitz genommen haben, bleibt mir ein Räthsel.

Vor unsrer Zurückkunft aus der Champagne hatten sie gewiß Truppen genug dazu. Oder sollte es wahr sein, daß der National-Convent aus einer gewissen politischen Delikatesse dem Cüstine ausdrücklich befohlen hätte, Manheim aus besonderer Achtung gegen den Kurfürsten von der Pfalz zu schonen?

Inzwischen liefen aus den Ländern am Niederrhein, von Achen und Mastrich, aus den Gränzen an Westphalen und den Gegenden an der Schelde allerley ungünstige Nachrichten über das gewaltsame Vordringen der Neufranken ein, und schlugen den Muth unsrer Truppen von neuem nicht wenig nieder. Eben so ging es mit der Nachricht über den Einfall der Conventskrieger in Italien. Das Murren darüber hätte beunruhigende Folgen haben können,

wenn nicht zugleich die beruhigende Nachricht mit eingelaufen wäre, daß von unsrer und der Oestreicher Seite Vorkehrungen getroffen würden, um den Neufranken das weitere Vordringen nachdrücklicher zu erschweren, ja, sie ganz wieder bis auf ihr Gebieth zurückzudrängen.

Unser König sah nämlich ein, wie der Kaiser, daß sie weit mehr Völker herbeyschaffen und gebrauchen müßten, wenn sie im nächsten Feldzuge mit mehrerem Glücke gegen Neugallien kriegen wollten. Sie ließen daher mehrere Regimenter aus ihren Ländern an den Rhein vorrücken, welche auch noch im Winter größtentheils eintrafen. Die Oestreicher nebst einem Corps von uns bezogen hierauf die Niederlande, und dieß unter dem Oberbefehl des Prinzen von Coburg auf der östreichischen

Seite, und des Herzogs Friedrich von Braunschweig auf unsrer. Dieser edle, liebenswürdige Fürst sah sich aber bald genöthigt, nach Berlin zurückzukehren, indem sein schwächlicher Körper es ihm versagte, auch hier seinen großen und starken Geist zum Beßten seines Königs und Deutschlands patriotisch anzuwenden.

Noch mehr beruhigten sich unsere Leute, als sie vernahmen, daß auch Holland, England, Spanien und Savoyen sich gegen Neufrankreich rüsteten. Nun, meynten sie, müßte der Krieg bald entschieden werden, und sie würden alsdann ihre Garnisonen wieder ruhig beziehen können. Hierüber entstanden freilich oft ernsthafte Debatten, indem die einsichtigern und erfahrnern Krieger den Muttersöhnchen widersprachen und ihnen das Beyspiel des alten Fritzen vor-

hielten, der auch im siebenjährigen Kriege mit den Potentaten der halben Welt zu kämpfen gehabt hätte, und doch sie alle bezwungen, aber erst -- nach sieben Jahren. --

Debatten von der Art waren immer der Stoff zu meinen Winken und Bemerkungen, vorzüglich im dritten Pack. Sie verrathen den Ton der Gemüther und den Geist der Denkungsart unter den Truppen, den man freilich nicht gehörig lenken und benutzen kann, bevor man ihn nicht glimpflich nach den Regeln der Logik und Psychologie aufgefunden hat. Militärisch-Vorgesezte können das ohne zuviele Herablassung nicht; aber Feldprediger könnten es ganz schicklich, und dieß nur bey Privatunterredungen mit versammelten Haufen auf den Wachen, in dem Gezelte, bey Marketendern u. s. w.

Freilich fehlt es manchem Hn. Feldprediger an dem Geschicke dazu, und das Schema

nä examinis gewisser Neulinge möchte wohl auch von der Art nicht seyn, ihnen dasselbe zu verschaffen. Auch findet mancher Hr. Befehlshaber es compendiöser, seine Leute bloß physisch zu behandeln; aber daher kömmt es denn, daß es bey mißlichen Lagen im Innern wüthender kochet, und nicht selten gefährlich aufbraußt. Beyspiele sollen dieß zu seiner Zeit bestätigen.

Vier und dreißigster Brief.

Wie es mit unsrer ganzen Geräthschaft, Wägen, Zeltern, Schuhen -- mit uns selbst und unsrer Kleidung -- mit den Pferden und deren Geschirr -- nach dem Feldzuge in der Champagne gestanden habe, zeigten

die vorhergehenden Berichte ausführlich. Die Gutmüthigkeit unsers Königs und seine väterliche Fürsorge fand hier ein weites Feld, sich in seiner ganzen Größe auszubreiten, wenn gleich auf Kosten mehrerer Millionen. Ehe der Winter verging, waren die vortrefflichsten Anstalten getroffen, alles verdorbne oder verlohrne Geräthe, nebst allem, was zu unsrer Bekleidung und Bewaffnung gehörte, herbeyzuschaffen, und unter die Regimenter zu vertheilen. Ganze Koppeln Pferde für Reuter, Husaren und Geschütze, nebst Fuhren mit Mondirungsstücken, Satteln u. dgl. kamen unaufhörlich an, und wurden gleich an die Behörde abgegeben.

Man kann sich leicht vorstellen, welche ungeheure Summen hiezu erforderlich waren! Gewiß, Friedrich, der Große hat zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf

Anschaffung und Ergänzung des Feldgeräthes in allen sieben Jahren wohl nicht soviel verwendet, als unser jetzige König auf eben das in einem einzigen Jahre und dieß bey einer weit kleinern Armee. Und daraus ergiebt sich, außer anderm, augenscheinlich, wie sehr großen Schaden der jetzige Krieg dem Schatze der mitkriegenden Fürsten zufügt! Wohl unserm König, daß die weise Staats-Oekonomie seines Vorgängers ihn in den Stand setzte, alles gehörig wieder herbeyzuschaffen und in kurzer Zeit die ganze Armee wieder in mobilen Zustand zu versetzen!

Was bey uns geschah, geschah zu gleicher Zeit auch bey den Hessen: bey den Oestreichern aber erst späterhin. Und nun hätte man sehen sollen, wie der größte Theil der Leute mit der erneuten Mondirung auch gleichsam ihren Muth erneuten! Da war

gröss-

größtentheils alles vergessen und vergeben! Da hätte man sie getrost bis ans Ende der Welt führen können! Wahrlich, der größte Theil der Soldaten ist wie die Kinder: eine gegenwärtige angenehme Kleinigkeit macht sie alles vergangne und zukünftige Unangenehme übersehen. Schade, daß dieser ihr kindischer Zustand, wie jeder, der von Emfindung abhängt, nur gar zu bald beym ersten Mangel oder Druck in den entgegengesetzten übergeht und den lauten Jubel in ein dumpfes Murren verwandelt. Männer, die nach Grundsätzen der Erfahrung dachten, blieben still und schmunzelten mit einem Achselzucken über das Benehmen dieser Kinder in Mannsgestalt.

An Mannschaft fehlte es uns nicht minder: vor allen Dingen mußte also für Rekrutirung gesorgt werden. Der Abgang

bey den Regimentern war zu groß, als daß man für ihren Ersatz nicht aufs ernstlichste hätte sorgen sollen. Was sollte man mit Regimentern ausführen, welche kaum zur Hälfte vollständig waren!

Seit dem Tode Friedrichs des Zweyten ist bey unserm Militär die Einrichtung gemacht worden, daß jedes Regiment und jedes Füselier-Bataillon sein Dépot hat. Bey diesem Depot werden zur Kriegszeit die Rekruten geübt, und immer die alten oder schwachen Soldaten, welche nicht mehr ordentlich dienen können, gewisser Maßen versorgt: auch werden alte, ausgediente oder schlottrige Offiziere und Unteroffiziere dahin versezt. Daß sie außerdem manchen verdienstvollen und durch vieljährige Erfahrung gewitzigten und abgekühlten Mann enthalten, lehrt die Erfahrung.

Die-

Diese Einrichtung ist an sich recht gut; wenn nur die Absicht unsers Monarchen jederzeit und überall dabey erreicht würde. Dieß soll aber nicht immer und nur hier und da der Fall seyn. Die Hauptleute beklagen sich sehr laut, daß die bey den Depots geübten Rekruten gewisse Manieren annehmen, welche ihnen durchaus nicht behagen. Auch gewöhnen sie sich bey dem Exerciren im Kleinen eine Exerzierart an, die ihnen hernach beym Exerciren im Großen bittre Erinnerungen zuzieht.

Dieß geht ganz natürlich zu. Die Aufseher über das Exerciren bey den Depots sind entweder zu alt, oder zu nachlässig, um jede Uebereinstimmung im Kleinen geschwind und genau zu bemerken: Fallen also Fehler im Kleinen vor, so werden sie nicht entdeckt, und der Fehlende wird keines Bessern be-

lehrt.

lehrt. Dieß ist oft der Fall von Seiten der Hauptleute.

Die Unteroffiziere, die den Neulingen das Exerciren zuerst beybringen, sind meist alt, dürftig oder plauderhaft. Das Alter hindert sie am genauen Vormachen: die Dürftigkeit verleitet sie, Geschenke von Bauerkindern anzunehmen, und macht sie gegen diese bey Fehlern nachsichtig: das plauderhafte Wesen läßt sie oft lächerlich werden, erregt zuviel Vertraulichkeit und bringt sie um ihr Ansehn.

Dann sind die bey den Regimentern ankommende Rekruten meist an Kräften durch den Marsch erschöpft, an dem Exerciren im Großen nicht gewöhnt, und aus Furcht vor den neuen Hauptleuten, und dem Argus-Auge der vielen Achthaber zu sehr gespannt,

als

als daß ein erfahrner Menschenkenner und Freund seiner Untergebnen anfänglich nicht Nachsicht mit kleinen taktischen Abweichungen haben sollte. Zuviel Strenge würde dieß Uebel ärger machen.

Diese Depots sind nun gleichsam die Pflanzschulen unserer Regimenter zur Kriegszeit, und mußten daher dießmal ihre ganze Rekrutirung hergeben. Um diese vollständig und ohne Unordnung heraufzubekommen, wollte man anfänglich von jedem Regimente einen Offizier mit einem Commando Soldaten an das Depot abzuschicken; allein man änderte dieß nachher ab, und die Rekruten mußten sich unter Anführung einiger Ober- und Unteroffiziere selbst transportiren.

Der Erfolg hat erwiesen, daß man besser gethan hätte, wenn man bey dem ersten

Vorhaben geblieben wäre: denn jezt haußten die Rekruten nach Belieben, und ihre Anführer mußten sich gefallen lassen, sich nach ihren Launen und Einfällen huldreichst zu fügen. Unterweges machten sie sich selbst Quartier, schossen nach der Scheibe, besoffen sich, insultirten den Offizieren, wollten nicht fort, und mußten gefahren werden, desertirten Haufenweise, wie z. B. 40 bey einem Transport von 200 Mann, u. s. w. — Bey einem Commando wäre dieser Unfug gewiß unterblieben.

Die so angekommenen Rekruten ersezten indessen den Abgang bey den Regimentern noch lange nicht ganz; und sollte der Krieg noch einige Jahre nur zur Hälfte unter den bisherigen Umständen von Kranken, Verstorbnen, Entlaufenen, Erschoßnen und Gefangnen fortdauern, so wird das Depots-

potswesen am Ende gar nicht mehr zureichen, und man wird vielleicht zu unsanftern Mitteln schreiten müssen, um die Lücken in den Regimentern nur einiger Maßen wieder auszufüllen.

Freilich lautet dieses etwas anders, als man es vielleicht bis jezt nach den Zeitungsberichten geglaubt hat: aber was sollen Zeitungsberichte gegen eine tägliche Erfahrung! Wie, wenn ich die Herren Zeitungsschreiber versichere, daß während und nach der Belagerung von Mainz von einer einzigen Compagnie vierzig und mehrere entlaufen sind? und doch ist dieß eine Wahrheit, die jeder, der den Feldzug aufmerksam mitgemacht hat, bezeugen kann.

Die Ursachen dieser vermehrten Desertion waren während und nach der angegebnen

Zeit

Zeit die vermehrten Gefahren und Dienste, denen die ungewöhnten und furchtsamen Leute durch die Desertion entlaufen wollten. Man sah Kameraden blessiirt oder erschossen neben sich hinsinken: fürchtete als Verwundeter das Lazareth, scheute die Laufgraben, Schanzen und dergleichen: und so war es abzusehen, daß jeder ging, wer nur konnte, zumal wenn er bey uns nichts weiter zu erwarten hatte. Auch hier erfuhren wir von neuem, daß wir im Kriege an Ausländern das wieder verlieren, was wir zur Friedenszeit an ihnen gewinnen.

Es giebt noch mehr geringere, aber nicht weniger wirksame Ursachen unseres vermehrten Verlusts durch Desertion, von denen ich an einem andern Orte sprechen will. Genug, unser Verlust auch an Mannschaft war seit diesem Kriege entsetzlich, und dieß

ohne

ohne mörderische Schlachten. — In Gegenden, wo die verschiedenen Transporte unserer Rekruten durchmarschiren, oder wo man diese aushebt, hat man einen Beweis für die Wahrheit meiner Aussage an ihrer Menge. Wozu so viele Rekruten, wenn uns an Mannschaft nicht mehr abgeht, als die Zeitungen berichten, zumal bey einer nicht sehr zahlreichen Armee? — Und wozu die ewigen Transporte angeworbner Ueberläufer von andern Mächten? *) — Mögen die Herren Zeitungsschreiber an dergleichen nicht den-

*) Als Ausländer sind diese mehrentheils eine Pflanzschule von neuen Ueberläufern bey uns, zumal im Felde. Um sie oder vielmehr jene Truppen unkenntlich zu machen, denen sie entliefen, zieht man ihnen zwar während des Transports jezt einen weißen Leinenkittel mit rothen Aufschlägen an; allein ändert dieß ihre Natur?

denken, oder vielmehr meynen, das Publikum werde ihren Berichten mehr trauen, als seinen eigenen Augen? Es ist doch eine mißliche Sache um das Täuschen oder Vertuschen-wollen: die Zeit giebt am Ende alles, und dann wird Lüge Lüge, und Wahrheit Wahrheit! —

Fünf und dreißigster Brief.

Auf die vorhinbeschriebne Art befanden wir uns also mobil oder marschfertig. Wir verließen daher am 21ten März unser Winterquartier und zogen uns nach Caub, am Rhein, wo wir bey Bacharach über den Fluß gingen. Ein Theil der Armee bezog aber ein Lager dießeits des Rheins, und

bey

bey diesem befanden sich alle Hessen. Man hatte zwar versucht, den Rhein bey Manheim zu passiren? allein eine feindliche Batterie machte dieß unmöglich.

Bey St. Goar war eine Brücke geschlagen, und dieß machte die Neufranken merken, daß wir dort über den Rhein gehen würden: aber auch hier vereitelten sie unsre Absicht und Mühe.

Auf dem Marsch bis nach Caub stieß mir nichts sonderliches auf, außer dem großen Elend der Landleute im Hessischen. Dieß Elend entsteht hauptsächlich aus der schlechten Beschaffenheit ihres Bodens, der kaum Hafer hervorbringt. Gut nur, daß die armen Leute mit Holz reichlich versehen sind. Aber wozu Feuer: wenn der Einwohner Mangel an dem leidet, was durch dasselbe

erst

erst genießbar werden muß? Es ist dieß so schlimm, als wo der umgekehrte Fall eintrifft.

Caub ist eine alte schlecht gebaute Stadt, und ihre Einwohner sind, wie sie, rustig und ungeschliffen. Die meisten nähren sich vom Schieferbrechen, die man in dieser Gegend, wie überhaupt jenseit des Rheins, Leyen nennt. Caub ist Pfälzisch und liegt im Fürstenthum Simmern. Gegen Caub über, auf einer Insel im Rhein, steht ein Wachtthurm, die Pfalz genannt, welcher der Stadt und dem dasigen Rheinzoll zum Schutze dient. Bey Caub wächst eine vortreffliche Brühe.

Bacharach ist eine pfälzische Oberamtsstadt, alt und unscheinbar, am Fuße eines entsetzlich hohen Berges. Aber der

vortreffliche Wein, der in dortiger Gegend reichlich wächst, macht diesen Ort den Weintrinkern merkwürdig: besonders zieht man hier sehr guten rothen Wein. Der Boden herum besteht meist aus Schieferbergen, und diese, von der Sonne erhitzt, erwärmen die Atmosphäre, wodurch denn der Weinwuchs ausnehmend geräth. Daß ich vor dieser Stadt, unter solchen Umständen, ein Kapuziner-Kloster antraf, war mir nicht befremdend. Die Herren haben in dergleichen geistreichen Dingen einen extrafeinen Geschmack.

Gleich neben der Stadt, auf dem Berge, stand ehemals das Schloß Stalecke, welches ein Wohnsitz der alten Pfalzgrafen war. Von hier aus hat man 1754 eine Landstraße über das Gebirge nach dem Hundsrück angelegt. Mitten in dem Rhein, bey

dieser Stadt, bricht eine öhligte Quelle hervor, welche dem Fluß in einer gewissen Entfernung einen besondern, angenehmen Geruch und eine besondere Farbe mittheilt. Dieß im Vorbeygehen!

Die Neufranken hätten uns gar leicht einen Queerstrich durch unsre Plane machen können, wenn sie aufmerksamer auf unsere Bewegung gewesen wären. Belli vigilantia summa, sagt Cäsar irgendwo bey Lucan; aber eine Vigilanz von der Art war Cüstine's und seiner Leute Sache nicht, wenigstens hier nicht. Wie leicht hätte es ihnen sonst seyn müssen, den ganzen Rhein von Manheim aus bis St. Goar zu beobachten, zumal, da sie aus unsrer Bewegung jenseits des Rheins vermuthen konnten, daß wir drauf ausgingen, diesen Fluß zu passiren!

Waren sie gehörig aufmerksam, so hätte ich den sehen mögen, der eine Brücke über den Rhein hätte schlagen wollen! Aber ihr Unstern wollte einmal, daß sie lässig waren, und so unsre Schanze gar nicht bemerkten. Das Schicksal regiert zwar in der ganzen Welt, vorzüglich wenn gewisse Herren bey Tage die Schlafmütze tragen und träumen, oder trübe Augen haben und sich versehen; aber nirgends regiert es sichtbarer, als im Kriege. Da hilft Muth, Tapferkeit und Klugheit zuweilen weniger, als eine Kleinigkeit, die zwar ein Ohngefähr zu seyn scheinet, aber wirklich der Punkt ist, aus welchem die liebe Göttin, Glück, eine neue Linie wichtiger Begebenheiten heraufzieht.

Eben dieser Uebergang über den Rhein konnte das größte Unglück und Verderben

über unsre Armee entstehen machen. Denn — waren die Neufranken auf unsre Bewegung aufmerksam, merkten sie folglich unsern Uebergang, und postirten sich nun jenseits des Berges, und schnitten endlich die übergangnen dießeitigen Völker von den folgenden jenseitigen ab: was würde aus uns geworden seyn! Aber, wie gesagt, nirgends regiert das Schicksal sichtbarer, als im Kriege.

Erst nachdem die meisten unsrer Truppen den Rhein schon im Rücken hatten und nach Creuznach und Bingen vorrückten, erfuhren die sorglosen Franzmänner, daß wir über den Rhein und in ihrer Nähe waren. Plözlich überfiel sie ein panischer Schrecken, und diesem Schrecken hatten wir damals unser schnelles und unerwartetes Weitervorrücken hauptsächlich zu danken.

Wahr-

Wahrlich, den Feind überraschen, heißt den Sieg schon halb in Händen haben. Um es aber zu können, ist es nöthig, sich jener schlechter Menschen zu bedienen, die man Spionen nennt. Dieß ist nach der Moral der Jesuiten, nach welcher der Zweck das Mittel heiliget, wie es die Praxis dieser Herren in Wien, Berlin, Dillingen und Hannover lehret. -- Ein Kenner der Geschichte könnte sich ebenfalls sehr verdient machen, wenn er aus den Unternehmungen großer Helden das auszöge, was von Ueberfällen und schnellen gut ausgeführten Händeln darin vorkömmt. Dieß wäre ein belehrender Spiegel für alle Anführer, sowohl um ähnliche gute Fälle nachzunutzen, als ähnliche schlimme zu vermeiden. Friedrich der Große las daher sogern den Julius Cäsar, Polybius und andere Alte ihres Gleichen.

Die Neufranken hatten zu Creuznach eine vortreffliche Schanze, und sich hier wie bey Stromberg und Bingen postirt. Allein der Schrecken hatte sie einmal betäubt, und so verließen sie nach und nach alle diese Oerter, so vortheilhaft sie auch für sie waren, und räumten endlich das Feld, ohne sich gehörig zu vertheidigen.

Man würde aber ungerecht seyn, wenn man sie beschuldigen wollte, daß sie sich gar nicht vertheidigt, gar keinen Muth gezeigt hätten. Ohnweit Creuznach zeigte sich General Neuwinger persönlich tapfer, und brachte durch sein Beyspiel und seine Aufmunterung seine in Unordnung gerathenen Leute einige Male wieder zum stehen, bis er endlich selbst, von schweren Wunden ermattet, liegen blieb und dem Sieger in die Hände fiel.

Die-

Dieser würdige, tapfere Mann ist ein gebohrner Deutscher. Gleich nach seiner Gefangennehmung brachte man ihn nach Stromberg, um ihn dort verbinden zu lassen: aber unmuthsvoll schlug er die angebothne Hülfe aus, um, wie er sagte, die Schande derer nicht zu überleben, welche er kommandirt hätte. Es kostete Zuredens genug, ehe er sich zum Verbande bequemen ließ. Seine Wunden waren Säbelhiebe, und sehr gefährlich: troz dem aber beugte die Kunst und die Pflege der königlichen Wundärzte dem Brande sehr geschickt vor; und Neuwinger konnte bald darauf nach Magdeburg gebracht werden.

Cüstine hat sich gegen diesen braven Mann, den selbst ansehnliche Preußen nicht ohne ein ehrenvolles Beywort nennen, sehr undankbar bezeigt und ihn dem National-

Convent als einen sorglosen feigen Mann geschildert, durch dessen Fehler die Schanze bey Creuznach in die Hände des Feindes gerathen wäre. Allein die unterrichtete Welt mag es entscheiden, wer zaghafter und achtloser war -- Cůstine oder Neuwinger?

Während dem Scharmützel bey Stromberg büßte einer von unsern Haufen einen Leutnant, Namens Govin, ein: er währte sich bis auf den letzten Mann, und erlag nur der Uebermacht, aber wie ein Held. Auch bey Bingen ergriffen die neufränkischen Haufen die Flucht, und ließen uns den Paß über den Nohfluß offen, so leicht sie ihn sonst hätten decken können.

Obrist Szekuli und sein Corps haben bei diesen Vorfällen das Meiste geleistet.

Ich werde anderwärts Gelegenheit haben, von diesem unternehmenden Mann und dessen gewagten Thaten das Merkwürdigste anzubringen.

Von Creuznach flüchteten die Neufranken auf Alzey zu, wurden aber bey Wendelsheim abermals von den nacheilenden Husaren eingeholt und mit Verlust weiter gejagt.

Schon gleich nach der Eroberung der Creuznacher Schanzen schritten unsre Leute hin und wieder zur Einziehung und Züchtigung der Clubisten: dieß geschah besonders in Wöllstein und an einigen andern Orten. Der gewesene Maire zu Wendelsheim, Namens Brandenburger, wird die Erinnerung der braunen Husaren sobald nicht vergessen. Einige von ihnen retteten

sich

sich durch die Flucht nach Speyer und Landau. Andere entschlichen nach Mainz, indem sie diesen Ort für unüberwindlich hielten. Wer klug war, blieb und vertheidigte sich, sogut er konnte.

Daß unsere Husaren und Dragoner in den Häusern der neufränkischen Anhänger Allerhand verübt haben, das die Gesetze der Gerechtigkeit beleidigte; kann man nicht läugnen: aber dieses haben weder unser König befohlen, noch gutdenkende Offiziere gebilligt, und mehrere plündernde Husaren sind, wie sichs gebührte, exemplarisch bestraft worden.

Dieß war nothwendig, um die übertriebene Exekution wie die rachsüchtige Anklage sogar unschuldiger Menschen einzuschränken. Wer sich an seinem Feinde rächen wollte,

gab ihn als Klubisten an; und raubsüchtige Krieger fielen via facti auf sie ein. Auf diese Art wurde mancher Unschuldige eingezogen, geneckt oder beraubt. Aber nicht lange, so ging alles seinen gewiesenen ordentlichen Weg. Unsre Hauptleute nahmen sich der Verhafteten an, hörten sie und entließen alle, deren Unschuld sie erkannten.

So zeigte selbst der Herzog von Braunschweig seine menschenfreundliche Gesinnung, indem er den Pfarrer Leopold zu Ungstein sogleich seines Arrestes entließ, als dieser die Beweise seiner Unschuld vorlegte. Eben dieß widerfuhr allen denen, welche sich aus Noth in die Zeit geschickt hatten. Viele von diesen fragten sogar laut: warum man es den Neufranken nicht zur rechten Zeit gewährt hätte, bey ihnen einzudringen und sie zur Klubisterey zu nö-

thigen? Jezt wäre hiedurch bey ihnen alles in Brand gerathen: und doch wollte man es bestrafen, daß man sich und das Seine zu retten gesucht hätte, so gut es nach den Umständen gegangen wäre! Die Leute hatten recht.

Bey Alzheim am Altrhein wurden die Neufranken wieder hart mitgenommen: sie hatten daselbst unser Hauptquartier überfallen wollen; allein ihr Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt. Sie verlohren hier viel Leute an Todten, noch mehr aber an Gefangnen.

Was durch die Flucht entkam, hier wie anderwärts, lief theils in die Gegenden von Landau und Speyer, theils nach Mainz, und so wurden unsre Leute in einer einzigen Woche Meister des ganzen Rheinstrohms

von

von Manheim bis nach St. Goar, das einzige Mainz ausgenommen.

Alles dieses trug sich in der Karwoche zu und belebte unsre Völker mit einem Muth, den man bis jezt noch nicht bemerkt hatte. Es ist unglaublich, wie ermunternd rasche Fortschritte von der erzählten Art auf die Gemüther der Soldaten wirken. Durch sie neubelebt erhoben sie ihr längstgesenktes Haupt, wie die ausdörrende Blume sogar von etwas Thau. So heilt oder lindert liebe Mutter Natur meist durch Kleinigkeiten, und dieß im umgekehrten Verhältniß nach der Größe und Dauer der Wunden.

Den ersten Ostertag bezog unser König sein Hauptquartier zu Gundersblum, einem sehr großen schönen Flecken ohnweit Oppenheim nach Worms zu. Hier befin-

det sich die Residenz des Grafen Wilhelm von Leiningen. -- Es ist für die Truppen eben nicht sehr vortheilhaft, wenn sich ein großer Hofstaat bey der Armee aufhält: das Hauptquartier nimmt alsdann die beßten Quartiere ein, beschränkt die Uebrigen, und vertheuert die Lebensmittel gar sehr. Dieß erregt Unwillen, Glossen, Abneigung und dergleichen mehr. Wenn ich den Curtius bey der Hand hätte, so könnte ich eine sehr passende Stelle hierüber abschreiben. Irre ich nicht, so steht sie im dritten Buche de Rebus gestis Alexandri Magni. Die Alten sahen zuweilen weiter, als wir.

Unsere Truppen kantonnirten in Oppenheim und dort herum. Als wir hinkamen, schrieen uns die Leute entgegen: „Gott sey Dank, daß Ihr da seyd! Ach die verfluchten Franzosen, die Racker, die Spitzbuben,

die

die Hunde! Wie gut ist es, daß endlich einmal die Deutschen da sind! —

Ich achtete auf diese Exklamationen nicht viel, denn der Ton und die Miene der meisten dieser Schreyer war mir gleich verdächtig. Ich legte mich also auf Kundschaft und fand in den Gesinnungen der meisten Leute das Gegentheil. Die Behandlung der Neufrankianer in Wöllstein und andern Ortschaften hatte die Leute geschreckt, und vor Furcht hingen sie also den Mantel nach dem Winde.

Einige gingen mit der Sprache sogar rein heraus und erklärten das neufränkische System für unverbesserlich. Daß wir diesen nicht willkommen waren, ergiebt sich von selbst. Ihr Druck sollte gar mancherley und hier und da unerträglich seyn. Es be-

befremdet mich daher nicht, daß die trostbedürftigen Leute beynahe überall die kleinen patriotischen Schriften der Mainzer Clubisten noch immer verschlossen aufbewahrten. Unter diesen fand ich ein sehr merkwürdiges Blatt unter der Aufschrift: „Wie gut es doch die Leute zwischen dem Rhein und der Mosel haben könnten!“

Der Inhalt läßt sich errathen, und war wenigstens auffallend genug, um vorauszusehen, daß man sich überall bestreben würde, ihn wie alle ähnliche durch scharfe Verbothe zu unterdrücken. *) Dieß Bestreben war freilich konsequent, denn sogar der natürlich Verwachsene verbirgt gern seinen Aus-

*) In den Launen — wird man finden, warum.

Auswuchs: allein ist dadurch sein Buckel gehoben?

Man wird mich verstehen. Nimmt man das Benehmen der meisten Regierungen bey dergleichen Erscheinungen, so gleichen sie einem Arzte, der seinen Patienten ihre Krankheiten läßt, und weiter nichts thut, als daß er ihnen verbiethet, über ihr Uebelbefinden laut zu klagen. Der kluge Arzt hebt die Krankheit, zumal wenn er sie selbst bewirkt hat, und der Patient dankt ihm und klagt nicht weiter.

Worüber man in so mancher deutscher Gegend heimlich und öffentlich klaget, darüber sind die Mainzer Klubisten laut geworden, freilich etwas derbe, indeß immer hörbar genug, um es in jedem Kabinette einer ernsthaften Prüfung zu würdigen und

dann nach Befinden der Krankheit es fein hübsch zu machen, wie der gerühmte kluge Arzt. Alles andere ist Pfuscherey und macht die Krankheit ärger. Das Aergste indeß bey allen unsern Staatskrisen und Paroxismen ist, daß leider Wenige sich auf das politische Puls-Fühlen gehörig verstehen, und noch Wenigere auf das Heilen nach den bemerkten Indikationen und Symptomen. Und daher denn das Liegenbleiben der Welt im Argen! —

Daß alle Lebensmittel hier zu Lande sehr kostbar seyn mußten, geben die Umstände. Man überrechne die vorjährige Verschwendung der Emigrirten, darauf die Consumption durch uns, nun die durch die Neufranken und uns zugleich: und das Resultat liegt vor Augen. Zudem hatten die Neufranken die Leute verwöhnt und ihnen Alles

sehr hoch bezahlt: die Verkäufer erwarteten jezt eben dieß von uns, und dadurch kam es, daß unsre meisten Leute bey ihrem geringen Sold nicht selten Hunger und Noth leiden mußten.

Freilich hätte es besser um uns stehen können, wenn wir das reichhaltige Magazin der Neufranken ohnweit Worms erobert hätten: allein sie zündeten es an, als wir uns der Stadt Worms näherten, um ihre Besatzung herauszutreiben. Dieß geschah und beynahe ohne Widerstand. Nachdem wir die Stadt besezt hatten, ging es auch hier ans Einziehen der Municipal-Beamten oder Klubisten. Ihre Anzahl war groß, denn ganz Worms war gut neufränkisch.

Die Neufranken hatten aber Deutschlands Gränzen noch immer nicht ganz geräumt: sie faßten von neuem Fuß in der Pfalz bey Germersheim, und bey Lautern; auch hin und wieder im Zweybrückischen, und hausirten hier, wie wir auf unserm Marsch nach Paris. Um indeß die weitern Einfälle und das arge Wesen dieser Herren zu verhindern, rückte ein starkes Corps Preußen und Oestreicher unter Wurmser und dem Prinzen von Hohenlohe in die Gegend um Speyer auf den Carlsberg *) und hinan nach Lautern. Dieß hatte zu der Zeit die gehoffte Wirkung; und

*) Dieser Berg hieß vorzeiten der Matzenberg. Er ist ein Gebürge ohnweit Grünstadt, in dem Gebiete des Grafen, Carls von Leiningen. Dieser änderte den Namen

und so rückten wir übrigen den 14ten April aus, um die Belagerung der Stadt Mainz anzufangen.

Sechs und dreißigster Brief.

Mainz ist, wie wir wissen, eine der wichtigern Festungen in Europa. Sie liegt — um sie näher kennen zu lernen — am westlichen Ufer des Rheins in einer der schönsten Gegenden Deutschlands. Sie hat die vortrefflichsten Werker innerhalb und auf-

men Matzenberg nach seinem in den Namen Carlsberg um. Ich bemerke dieß, damit man diesen Berg nicht mit dem Carlsberg bey Zweybrücken verwechsele.

außerhalb. Innerhalb, in der Festung selbst, ist sie mit unübersteiglichen Graben und Wällen versehen: außerhalb hat sie mehrere sehr vortheilhafte Schanzen. Der Hauptstein, die Albani-Schanze, der Stahlberg und andere sind von großer Wichtigkeit.

So war sie vor der Dahinkunft der Neufranken. Diese befestigten sie, nach der obigen Beschreibung, noch mehr und dieß in einem so hohen Grade der Kunst, daß alle Sachverständige unter den Oestreichern, Sachsen, Hessen und uns einhellig bekannten, daß weder sie noch wir je im Stande seyn würden, solche Schanzen in so kurzer Zeit so vortheilhaft und so kunstmäßig anzulegen. Das bekannten sogar die, welche an den Neufranken sonst nichts rühmliches finden wollten.

Außerdem war Mainz, bey der Besitznehmung durch Cüstine, für sich schon ziemlich stark mit grobem Geschütze und mit Munition versehen, und die Neufranken sollen noch 180 Kanonen, 14 Bombenkessel, 22 kleine Mortiers nebst allem, was zu ihrer Bedienung gehört, dahin geschaft haben. Man bedenke, mit welch wichtigem Orte die guten Alliirten zu schaffen hatten!

Mainz war innerhalb einigen Tagen rund umzingelt von Hessen, Preußen, Oestreichern und Sachsen. Die Oestreicher standen jenseits des Flusses auf dem rechten Flügel und hatten den wichtigsten Posten zu behaupten. Nachher stießen zu den genannten Völkern noch einige Bataillons Pfälzer und Darmstädter.

Daraus, daß die Oestreicher hier und nachher anderwärts die wichtigsten Posten

zu

zu behaupten gehabt haben, hat man hier und da folgern wollen: daß Preußen in diesem Kriege heimlich darauf ausgehe, die östreichische Macht zu schwächen und sich dadurch gegen sie für die Zukunft zu sichern. —

Allein Ehre, dem Ehre gebührt: und wo läßt sich diese heroischer ärndten, als auf den gefährlichsten Posten! Dann hat Oestreich bey diesem Kriege weit mehr Stand- und Haus- Interesse, als Preußen: und Oestreich denkt zu billig, als daß es sich weigern sollte, eben darum auch mehr Antheil an den Gefahren dabey zu nehmen. Ueberdieß hängt die Vertheilung der Stellungen von der gemeinschaftlichen Berathschlagung aller Anführer im Kriegsrathe ab: was also dieser oder jener zum Ausführen oder Behaupten übernimmt, das ist sein Wille; und da heißt es: volenti fit injuria.

Endlich ist die Benennung: gefährlicher Posten -- im Kriege sehr relativ. Er kann durch das Benehmen dieser oder jener streitenden Parthey gerade da entstehen, wo vorhin von ihm nichts zu ahnden war. Und dieß ist in dem gegenwärtigen Kriege, in Rücksicht auf die Oestreicher, größtentheils der Fall.

Die guten Leute brennen vor Wuth, sich an den Neufranken wegen der Hinrichtung der Maria Antonetta und ihrer verworfnen National-Religion zu rächen: sie sind also meist unaufhaltbar bey ihren Anfällen und grausam in der Behandlung der Gefangnen vom Feind. Dieß bringt diesen gegenseitig auf, und bestimmt ihn, seine Hauptmacht und Wuth vor allen andern gegen ihn kämpfenden Haufen vorzüglich auf die Oestreicher zu richten.

Daß also unter mehrern von uns hier und da gemeinschaftlich genommenen Posten ihr Posten der gefährlichste war oder vielmehr endlich ward, hing nicht von unsrer Disposition a priori, sondern von Nebenumständen oder von ihrem eignen Benehmen a posteriori ab. Dieß werden billigdenkende Oestreicher selbst einsehen, und darum auf unsern Monarchen und dessen Heerführer nicht etwas schieben, was ursprünglich durch sie selbst bestimmt wird. Fände ich die Sache anders, so würde mein Patriotismus mich nicht hindern, sie auch anders zu geben. Ich sehe auf Wahrheit, und nicht auf Personen.

Aber — wenn selbst Oestreicher gewiß selbst nicht anders können, als meiner Erklärung für den obigen Punkt beystimmen, so werden sie wohl auch, wie ich, einsehen,

daß

daß die Gefahr ihrer Posten mit der Verlängerung des Krieges sich immer selbst verlängere und vermehre, und daß folglich nichts angemeßner zu ihrem Heile diene, als diesen Krieg ja bald zu endigen, und dieß eher, als ihr ausgeleerter Schatz unter jeder Bedingung sie dazu nöthige, oder andere Mächte es für sich zuträglicher finden, sie — zu verlassen.

Der Umkreis der Belagerung stand anfangs eine starke Stunde von Maynz: wir waren also damals im Lager vor allen Kanonen der Mainzer Besatzung sicher.

Der General, Graf von Kalkreuth, führte das Oberkommando über die ganze Belagerung. Er nebst einigen andern Generalen und Offizieren nahm sein Quartier in Marienborn.

Hät-

Hätten die Neufranken — ich wiederhole es — ihren Vortheil jedesmal gekannt und gehörig benuzt: sie wären vielleicht noch in Mainz, oder gewiß wäre manches für sie glücklicher abgelaufen. So hätten sie dießmal das Hauptquartier in Marienborn leicht überfallen und die Herren Generale gefangen nehmen können, wenn sie nur gleich anfangs gekommen und behutsam zu Werke geschlichen wären. Auch hätten sie das Glück haben können, uns in den ersten Tagen durch rasche Ausfälle vielen Abbruch zu thun. Wir wenigstens würden an ihrer Stelle Versuche von der Art gewiß nicht versäumt haben.

Denn die ersten Tage nach unserm Ausrücken ins Feld waren wir sehr unbesorgt: Niemand dachte daran, daß der Feind einen Ausfall auf uns wagen würde. Man schätz-

schätzte seinen Muth nach den Proben bey der Creuznacher Schanze, Worms und da so weiter. Unsere Vorposten waren daher nur schwach; Reduten waren überhaupt noch nicht da, und kaum stellte man bey der Nacht ein kleines Piket nach Marienborn zu aus, um im Fall der Noth das Hauptquartier zu decken.

Ich habe oft so bey mir überdacht, welches Unglück entstehen könnte, wenn die Cüstinianer einmal einen Hauptausfall wagen möchten. Aber man schloß wahrscheinlich nach der Analogie und hielt es hiedurch für sicher, daß sie jezt keinen Ausfall wagen würden, weil sie ihn den Winter über auch nicht gewagt hätten. — Wahrlich, die Cüstinianer sahen ihren Vortheil allemal zu spät ein: das haben sie mehr als einmal bewiesen.

Und dann befiel die guten Leute gar bald ein heftiger Schreck, wenn ihnen etwas Ungewöhnliches oder Unerwartetes zustieß; und von diesem Schreck kamen sie erst langsam zurück. Wer sie daher überraschte, rasch angriff, und ihnen keine Zeit zum Besinnen ließ, hatte gewonnen Spiel. Man sah es bey Creuznach und anderwärts.

Die Franzosen überhaupt sind feiner organisirt, reizbarer, elastischer: — dem größten Theil ihrer jetzigen Truppen, den National-Garden, waren Kriegs-Angriffe etwas Ungewöhnliches, noch mehr unerwartete Ueberfälle: daher ihr Schrecken — ihr Fliehen. Dieß und die Achtlosigkeit ihrer Heerführer war der Grund, warum sie anfänglich gegen uns am Rhein nicht standen.

Jezt sind die Leute an dergleichen nach und nach gewöhnt worden; ihre Anführer sind wachsamer, ehrlicher, patriotischer: und nun wirkt das Physische ihrer National-Constitution, geschärft durch das Interesse ihrer politischen, ganz anders. Doch hievon zu seiner Zeit ausführlicher.

General Cüstine hatte für gut befunden, sich von Mainz zu entfernen, und das Kommando dem General D'oyre zu übergeben. Cüstine, hieß es, würde eine neue Armee herunterführen, um Mainz zu entsetzen. Wie ihm dieß gelungen sey, wird die Folge lehren. Auch General Wimpfen sollte Mainz und Neufrankreich verlassen und sich mit unserm König lange heimlich unterhalten haben. Die Neufranken wären in der Wahl ihrer Generale eben nicht sehr glücklich: So trug sich die liebe

Fama;

Kama; und Wimpfen, der Tapfere in Thionville, kommandirte nachher in der Vendee. —

D'oyre ist nach der gemeinen Aussage und Erfahrung ein Mann von vieler persönlicher Tapferkeit, ein großer Kenner der Kriegswissenschaft, der Geschichte, der Mathematik und Ingenieurkunst, sogar ein geübter Maler und Tonkünstler. Seine Sitten sind fein und geschliffen, und sein ganzes Betragen wie seine Beredsamkeit einnehmend. Er ist äußerst geschäftig, sieht daher alles mit eignen Augen, trauet aber eben darum Andern nicht viel. Dieß behagte Einigen der Mainzer Klubisten nicht, und dem Convents-Deputirten, Hn. Merlin, am wenigsten.

Der Convent hatte diesen Merlin, einen Großschreyer und unbiegsamen, eigen-

finnigen Kopf, der sonst Parlaments-Advokat gewesen war, und alle Kniffe und Rabulistereyen der Hure, Jurisprudenz *) theo-

*) Leges, quae in Schola funt virgines, in foro fiunt Meretrices, sagt ein altes Sprichwort; und Lichtenberg sagt in der obigen Beurtheilung S. 14: „Um recht zu thun in der Welt, braucht man nur sehr wenig zu wissen; allein um mit Sicherheit unrecht thun zu können, muß man die Rechte studieren.“ — Sonderbar scheint es Vielen, daß gerade die Advokaten und Aerzte die eifrigsten Demokraten sind: allein beide sind mit den Krankheiten der menschlichen Gesellschaft am bekanntesten, finden den Ursprung derselben größtentheils im barbarischen Aristokratismus oder in der verfehlten Polizey: daher ihr reges sympathetisches Gefühl mit der Unrecht- oder Nothleidenden Classe u. s. w. — Dann ist der Hauptgegenstand des Studiums der Aerzte — Natur — Wahrheit in der Sinnen-

theoretisch und praktisch inne hatte, nach Mainz gesandt, um daselbst das Interesse der Nation zu besorgen, und Bestechungen

nenwelt: nicht Menschen-Meynungen, nicht Schein — nicht Flickwerk der Ideen. u. s. w. — Die Materie und Form dieses Studiums wird ihnen nach und nach geläufig, endlich der Hauptton ihrer Seele, mit dem dann die politischen Dissonanzen nicht mehr harmoniren. Ihre Subsumptionen nähern sich mehr der Natur, und nur jene Kunst ist ihnen recht, die dieser am nächsten entspricht. Dieß finden sie in den wenigsten Verwaltungen des Staats: und daher ihr Demokratismus. — Also zurück, ihr Herren Aristokraten, aus dem unhaltbaren Wirrwarr eurer usurpirenden Kunst zu einem haltbaren simplificirten Gang der Natur nach der Vernunft: denn opinionum commenta delet dies: naturae judicia confirmat, sagt Cicero. —

und Verrätherey zu hintertreiben. Merlin hat denn seine Geschäftigkeit in Mainz so recht bewiesen: denn nichts war ihm recht, und wenn man ihn sein Wesen ungestöhrt hätte treiben lassen, so wäre die ganze Einrichtung der Mainzer Klubisterey zerfallen und eine neue Merlinische an ihre Stelle getreten. Aber die Municipalität widersezte sich mächtig: da sollte D'oyre seine Foderungen mit Gewalt unterstützen; allein dieser widersezte sich auch, und Merlin konnte nur noch Reden im Klub halten, schimpfen und schmähen.

Mainz war vortrefflich mit Lebensmitteln versehen: es war ein wahrer Ueberfluß von Getraide und Wein darin, und die Garnison hätte eine Belagerung von neun Monathen überstehen können: und das war wirklich viel. Nach der Einnahme von

Mainz

Mainz haben wir uns selbst über den noch übrigen Vorrath von Lebensmitteln gewundert.

Die Zeitungen ratodirten damals zwar viel von Mangel, Theurung, Pferdefleisch und dergleichen mehr: allein es war nicht wahr, und das nachherige Bemerken des Gegentheils war wohl der Grund von der Aussage Vieler, daß man die Belagerung von Mainz mehr heimlich als öffentlich betrieben habe. Doch davon unten.

Die Franzosen sorgten von jeher gut und reichlich für die Verproviantirung ihrer Truppen? dieß erfoderte ihr National-Charakter. Cüstine hatte es an dieser Sorge gewiß auch nicht fehlen lassen: das bezeugt die ganze Gegend. Und was man ihm vor seiner Hinrichtung in dieser Rücksicht vor-

warf, war wohl ein Kunstgriff von Merlin, um Cüstinen etwas aufzubürden, vor dessen Last ihm graute.

Daß die National-Guarden hin und wieder ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Wäsche und Säbel erschienen, lag nicht an ihm, sondern an den Garden selbst. Seine Leute mußten alles baar bezahlen, und da viele mehr Weindurst als Geld hätten, so verkauften sie das Erwähnte, und zahlten und zechten. Dergleichen läßt sich bey republikanischen Soldaten nicht auf einmal noch weniger mit Gewalt bezwingen und verhüten, zumal im Kriege auf Feindes Boden nicht.

Ich habe aus einem Bulletin *) gesehen, daß man einem Haufen kürzlich ange-

*) Bulletin oder Anschlage-Zettel ist ein großer nur auf der einen Seite vollgedruckter Bogen.

geworbner Garden, hatte Seitengewähre schaffen sollen: da es aber schwer hielt, sie fluchs

gen, worauf alles in der Kürze vorkömmt, was im National=Convent ausführlich verhandelt wird. Alle Briefe der Generale von Wichtigkeit, alle Berichte aus den Provinzen, auch die weniger vortheilhaften, stehen offen darauf, damit Jederman von den öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen Nachricht habe und über sie urtheilen könne. Diese Publicität erregt ein allgemeines Interesse für das Wohl des Staates, und erzeugt einen Gemeingeist, der mehr ausrichtet, als alle noch so feine geheime Staatsfinessen. Staatsgeheimnisse und Intriguen können hiebey freilich nicht statt finden; aber wie die Neufranken über diese Kloakengänge der Politik denken, haben sie öffentlich und treffend genug geäussert, um kein Wort weiter darüber zu verlieren.

fluchs zu haben, so gab man Mann für Mann 10 Livres, um für das Abgehende selbst zu sorgen. Allein die Soldaten versoffen die 10 Livres, und erschienen hernach allerdings ohne Säbel.

Geld hatte Cüstine eben nicht sehr viel in Mainz zurückgelassen, jedoch versprochen, nächstens hinlänglich dafür zu sorgen. Mainz wurde aber bald eingeschlossen, und so konnte kein Geld mehr hinein. Um also dessen Mangel abzuhelfen, sahen sich die Belagerten genöthigt, Assignaten oder Papiergeld auch hier in Umlauf zu bringen.

Das Einschließen der Stadt Mainz ging den Sonnabend vor Ostern vor sich. Es ist überhaupt ein trauriger Anblick, eine Stadt im Belagerungszustand zu sehen. Ich hatte kurz vor unserm Hinmarsch in

Frank-

Frankreich Mainz besucht und bemerkt, wie munter und lebhaft alles um diese große, volkreiche Stadt lebte und webte: wie stark der Eingang und Ausgang war: wie alles da herum von Karossen, Wägen und Spazierenden wimmelte. Wegen der vielen Kirchen und Klöster klangen die Glocken den ganzen Tag: — nun aber war alles drum herum schaurig und öde: kein Mensch hatte das Herz, sich den Mauern auch nur auf 2000 Schritte zu nähern: man hörte keine Glocken läuten, kaum schlug noch die Uhr auf der Domkirche, und auch diese ward still, als der Domthurm ausbrannte. Dann und wann zeigte bloß ein Kanonenschuß von den Wällen, daß noch Menschen dahinter waren. Wie gesagt, es ist ein trauriger Anblick, eine Stadt im Belagerungszustand zu sehen! —

Nachdem Mainz eingeschlossen war, ließ General Kalkreuth zum Aufwerfen der Schanzen voranschreiten. Da, wo die Hessen standen, waren deren längst vorher mehrere, aber nur Schanzen zur Retirade und zum Aufhalten des Feindes bey einem Ausfall. Um die Schanzenarbeit zu fördern, wurden außer den beorderten Soldaten auch noch die Bauern aus der ganzen Gegend aufgebothen. Die Bauern leisteten das meiste; die Soldaten sehr wenig.

Ueberhaupt arbeitet der Soldat nicht gern, wenn nicht jemand dabey ist, der ihn mit Gewalt dazu antreibt: und auch dann leistet er wenig. Wenn aber Kartätschen und Kugeln bey der Arbeit herumfliegen, dann arbeitet auch der größte Faullenzer rasch, um der Gefahr schnell entlaufen zu können; aber die Arbeit hat auch die Spuh-

ren

ren seiner Eile. Der Bauer aber arbeitet so seinen Schlag fort: und darum kann man bey Arbeiten von der Art mit zehn Bauern mehr ausrichten, als mit hundert Soldaten.

Die armen Bauern sind schon sehr zu bedauren, wenn nur eine Armee in ihrer Nähe steht, aber noch mehr, wenn eine Belagerung dort vorgeht. Dann müssen die geplagten Leute tagtäglich nicht allein ihr Vieh zur Zusammenschaffung der Portionen und Rationen hergeben, sondern selbst ihre Arme dranstrecken, um Schanzen zu machen, Laufgräben aufzuwerfen, u. s. w.

Ich dächte, es wäre der Billigkeit durchaus gemäß, den ohnehin dann mehr als zu sehr bedrängten Leuten für ihre Arbeit und Dienste ein angemeßnes Tagelohn zu reichen.

Die meisten sind doch arme Tagelöhner, die von ihrer Hände-Arbeit kümmerlich leben müssen: oder fände man dieß anders, und glaubte nach der hergebrachten Kriegspraxis solche Arbeiten und Dienste unentgeldlich von ihnen fodern zu können, so sollte man sie wenigstens mit Arbeiten an Oertern verschonen, wo sie ums Leben kommen oder doch an ihren Gliedern verstümmelt werden können. Zum Todtschießen und Todtschiessen-lassen ist allein der Soldat da, und nicht der Bauer: dieser führt keinen Krieg, und ist im Kriege durch den Krieg ohnehin schon bestraft genug. Muß man denn den armen Mann, vielleicht die einzige Stütze einer zahlreichen dürftigen Familie, noch in Todesgefahr hineinführen?

Einige Male trug es sich bey Mainz zu, daß Bauern auf der Arbeit verwundet und ge-

getödtet wurden: der Feind schoß auf sie, um sie an der Arbeit zu hindern oder davon abzuschrecken. Nachdem dieses unter den Leuten bekannt ward, befiel sie ein gräßlicher Schreck, und wer es konnte, gab lieber einem Andern zum Arbeiten an seiner Stelle 4 bis 8 Gulden hin, als daß er nur eine Nacht so in Gefahr schweben sollte. Andere verwünschten uns in den Abgrund der Hölle; und wer weiß, zu wie vielen Verräthereyen ein Zwang und ein Unglück von der Art nicht wohl schon verleitet habe! —

Der Krieg ist sehr beschwerlich für die Soldaten, sehr kostbar für die Fürsten, sehr drückend für die Länder, aber für das Land, wo er geführt wird, ist er die größte Plage, ärger als Hagel, Ungewitter und Ketzerey samt allen Uebeln, vor welchen man in den Litaneyen betet. Und doch fängt ihn

Mancher unbesonnen an, oder läßt sich gutmüthig hineinziehen, ohne am Ende zu wissen, wie er ihn mit Ehren beende, oder sich herausziehe.

Unsere Schanzen waren bald fertig, wir aber waren bey Mainz eher angekommen, als es anging, das schwere Belagerungs-Geschütz und die erfoderliche Munition dahin zu schaffen. Unsere Schanzen standen also anfänglich größtentheils leer von Kanonen, und einige sind gar niemals damit versehen worden.

Dieß bemerkten die Neufranken von den Wällen, und schrieen unsern Vorposten in der Ferne zu: „O du dumm Preuß, viel Schanz und wenig Kanon!" — Selbst unsre Leute wurden verdrüßlich über das lange Außenbleiben des Geschützes, und parodirten viel bitteres über eine Hochzeit ohne die Braut.

Endlich kam schweres Geschütz von Bamberg, Würzburg, Frankfurt am Main und einigen andern Orten an, und gleich darauf nahm die förmliche Belagerung ihren Anfang.

Den meisten unsrer Leute kam es sonderbar vor, auf den Kanonen der geistlichen Fürsten Bilder der Heiligen anzutreffen. So stand z. B. auf einer Bamberger Vierzehnpfündigen der heilige Heinrich als Schutzpatron von Bamberg. Andere Stücke hießen eben der Bilder wegen -- die Aposteln. Die gemeinen Soldaten witzelten nach ihrer Art hierüber oft launicht. Einige fragten: ob diese Heiligen vielleicht Artilleristen gewesen wären? Andere rühmten ihre Toleranz, und dankten ihnen, daß sie sich in aller Folgsamkeit zu den Händen der Ketzer hätten führen lassen, um durch sie den lieben Heiligen in Mainz die Visite zu machen,

und

Bayerische Staatsbibliothek München

und die überweisen Kinder des weiland allerchristlichsten Königs ein wenig zurechtzuweisen. Noch andere riefen: Vortreffliche Ingenieurs! Hat doch auch St. Paul in einem seiner Briefe die ganze Armatur seiner Zeit hergenannt und auf das Geistliche applicirt! -- Das beste Geschütz kam jedoch aus dem Preußischen.

In Flörsheim am Main, und hernach in Rüsselsheim an eben dem Fluß, wurde das Laboratorium angelegt, wo man eine ungeheure Menge Bomben und Grenaden füllte, und das übrige nöthige Mord- und Brandzeug zu Stande brachte. Wenn man das Magazin und Laboratorium ansah, so hätte man glauben sollen, es wäre auf die Eroberung aller Festungen in Europa angesehen gewesen, und doch war das Alles nur für Mainz.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1 - 6 = 1000 -
Juni 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian,

Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792

Bd.: 4,[1]

Germanien [i.e. Hamburg u.a.] (1795)

Eur. 447 l-4,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10406340-5
VD18 8028860X-001